

# Stern der Neger



**Katholische Missions-Zeitschrift**  
**der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.**

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papp Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 M. — 3 Franken

## Inhaltsverzeichnis:

Freunde! 241. — Vom Sudan nach Österreich zur Kriegszeit. 243; — Was sich die Neger erzählen. 248; — Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan. 255; — Unsere katholischen Brüder im Morgenlande. 261; — Zwei Beispiele von Beseffenheit. 268; — Wieviel Anhänger zählt der Mohammedanismus? 269; — Zamira. 270; — Einige Sprichwörter der Neger. 284.

**Abbildungen:** Flußübergang in Afrika. 247; — Hütte eines Maovichauptlings. 257; — Drei christliche Kaffernkinder aus Mariahill. 265; — Ein in der Missionsstation Brazaville (Ubanghi, Kongo-gebiet) gefangener Panther. 273.

## Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Wir empfehlen dem Gebete unserer verehrten Leser inständig unsre Missionäre, von denen wir nun schon seit langem ohne jegliche Nachricht sind, sowie unsre unter den Waffen stehenden Mitbrüder.

Dem Memento werden empfohlen: Hochw. Herr P. Vinzenz Winzing, Pfarrer, Puchenu; Herr Hans Rosenhammer, Obermais.

## Gabenverzeichnis (bis 24. Oktober 1915.)

**Opferstock:** Aigen, S. N. 1.—; Arzl, f.-b. Pft. 201.60; Braunau, J. W. 8.—; Brigen, durch Herrn Prof. F. S. 500.—; Doren, J. B. 5.—; Flaurling, R. N. 8.—; Gleisdorf, B. G. 100.—; Grein, A. S. 2.—; Immenstadt, Mtg. 56.70; Lambach, P. B. G. 110.—; R. G. 5.—; Leogang, M. G. 10.—; Pfunds, Neg. 10.40; Reutte, A. B. 10.—; J. N. 4.—; Salzburg, R. G. 6.—; St. Andrä, P. G. 800.—; Schalbers, M. 4.—; Sölden, S. N. 100.—; Strimbach, J. D. 1.—; Willanders, J. P. 10.—; Wöls, E. N. 8.—; Winklarn, A. J. 1.—.

**Zur Personierung von heiligen Messen** sandten ein: Uhrweiler, E. J. 64.80; Erl, A. W. 10.—; Grein, A. Schw. 6.—; Grub, M. L. 100.—; Gufsbam, W. 50.—; N. N. 8.—; Honsdorf, W. J. 40.50; Klagenfurt, J. D. 16.80; Klepsau, Fl. S. 24.30; Längenfeld, A. S. 10.—; Milland, E. N. 2.—; A. P. 2.—; P. 10.—; Müntereifel, Sch. C. 207.30; Niederheimbach, N. W. 27.77; Nech, M.

W. 17.55; Roben, J. Kr. 8.10; Siegberg, W. M. 11.75; Sölden, S. N. 40.—; St. Ulrich, D. S. 10.—; Trient, B. Fr. 40.—; Willnöß, Pft. 100.—; A. G. 20.—; Winabers, Pfr. J. A. 6.—; Weidental, N. N. 20.—.

**Für das Werk des Erlösers:** 74.—.

**Für Bischof Geier:** Gmunden: Th. Harsch 50.—; Lambach, P. B. G. 40.—; Müntereifel, Sch. Cs. 6.75.

**Zur Taufe von Heidenkindern:** Schruns, J. A. W. 40.— (Josef, Maria, Katharina); Mühlbach, M. G. 6.—.

**Für P. Grazzolari:** St. Cassian, M. G. 80.—.

**Für die Mission i. A.:** Fischen, Cr. Br. 35.10; Immenstadt, M. 6.75.

**Erlös von Briefmarken:** 48.—.

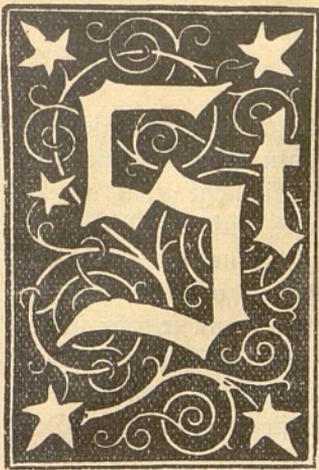
**Briefmarken** liefen ein aus Brigen, Eggenberg.

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Im Heiligen Land.** Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet von Josef Liensberger, Kanonikus von Innichen (Tirol). Dritte und vierte, verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen. Freiburg 1915, Herderische Verlagsbuchhandlung. Geb. in Leinwand 1 Mark 20 Pfennig. — In kindlich einfacher, gemütvoller Sprache berichtet der Verfasser, was er fromm und fröhlich im Heiligen Land gesehen und empfunden hat. Die wichtigsten Stätten dort schildert er lebhaft im Lichte der heiligen Geschichte, soweit möglich auch in geschichtlicher Reihenfolge: St. Johann im Gebirge, Bethlehlem, Nazareth, die Stätten der Wunder, des Leidens und der Herrlichkeit Christi. Voll Ehrfurcht und dankbarer Liebe können so die Kinder dem göttlichen Heiland folgen vom armen Stalle Bethlehems bis zum goldreichen Tempel, vom tieferrnen Gethsemani bis zur glorreichen Höhe des Ölbergs; sie können mit herzlicher Teilnahme das Leben Jesu und Mariä in neuer Weise schauen und die Festzeiten des Kirchenjahres leichter mit inniger Glaubens-

freiheit feiern. — Die 20 Pilgerbriefe — als Stimmungsbilder alle in sich abgerundet — wollen nicht nur belehren und erbauen, sondern durch eingestreute Lieder und Erzählungen auch freundlich unterhalten, zumal die zahlreichen Bilder den heutigen Zustand der heiligen Stätten klar darstellen, das Auge der jungen Leser fesseln und erfreuen.

Die beliebte Familienzeitschrift „**Ave Maria**“ (Presbiterium Linz, jährlich 12 Hefte, 2 Kronen) ist trotz der Kriegswirren an Inhalt und Ausstattung nicht zurückgegangen. Die letzten Hefte enthalten wieder eine Reihe vorzüglicher Originalarbeiten und kunstvoll ausgeführte Illustrationen. Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte heben wir hervor: Die reich illustrierte Reisebeschreibung „**Ins Wunderland Spanien**“ vom Redakteur, die uns eine Reihe der hervorragendsten Kunstschätze des interessanten Landes vorführt, „**Marienleben**“, von Wernherr v. Tegernsee, „**Maria und die Tiroler am Berge Isel 1809**“ von Liensberger, „**Tiroler**



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift  
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

**Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)**

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trent, Triest und Wien.

Heft 11 und 12.

November-Dezember 1915.

XVIII. Jahrg.

## Freunde!

Mit dieser Doppelnummer, in deren Besitz Ihr soeben gelangt seid, verbinden wir diesmal unseren innigsten Dank für das uns in diesem Kriegsjahre bewiesene Wohlwollen, sowie für das treue, unentwegte Ausharren unter der Freundeschar des „Stern der Neger“. Das heiligste Herz Jesu möge Euch zum Lohne dafür segnen und die Fülle seiner Gaben Euch mitteilen! — Verehrte Freunde, Ihr könnt gewiß die feste Überzeugung hegen, daß Euch vor allen anderen das Wort des göttlichen Heilandes gilt: „Wer einem dieser Geringsten auch nur einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht, wahrlich, ich sage euch, er wird seines Lohnes nicht verlustig gehen.“ (Matth. 10, 42.) — Mit diesem unserem tiefgefühlten Danke verbinden wir gleichzeitig die inständige Bitte, uns die bisherige Treue auch im nächsten

Jahre zu bewahren und auf keinen Fall einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen uns und Euch eintreten zu lassen, sondern vielmehr das gegenwärtige freundschaftliche Bündnis noch inniger und herzlicher zu gestalten.

Mit aufrichtigem Dank gegen Gott den Herrn, der die Seinen, die auf ihn ihr Vertrauen setzen, nie verläßt, können wir feststellen, daß die Zahl der Abonnenten sich doch nicht so stark vermindert hat, als wir im Anfang des Jahres befürchteten, ja in dem einen oder anderen Orte konnten sogar noch einige neue Abnehmer hinzugewonnen werden. Möge es auch im kommenden Jahre so bleiben! Denn mehr als in früheren Zeiten haben wir gerade jetzt während des Krieges die Unterstützung von seiten unserer Freunde notwendig. Unsere Missionshäuser in Europa

brauchen dringend Hilfe, damit sie wenigstens den geringen Nachwuchs, den ihnen das Militär noch gelassen hat, für die Mission weiter ausbilden können. Die Missionshäuser bedürfen ferner unseres werktätigsten Beistandes, um etwas Geld auch für die Zukunft sammeln zu können, da nach erfolgtem Friedensschluß das Missionswerk sofort mit neuer Kraft einsetzen muß: hat doch der Islam, der schlimmste und gewaltigste Feind der afrikanischen Missionen, sich erhoben und gefährdet in beängstigender Weise alle bisherigen Missionsarbeiten. Außerdem haben die amerikanischen protestantischen Missionshäuser, die über ungeheure Geldmittel verfügen und noch dazu von den Protestanten der ganzen Welt in geradezu staunenswerter Weise unterstützt werden, während dieses Krieges einen ungeheuren Vorsprung gewonnen, den wir ihnen nach dem Kriege wieder ablaufen müssen; dazu aber bedarf es nächst dem Segen von oben vieler und großer Geldmittel. — Liebwerte Freunde! Trauer und Wehmut beschleicht jedesmal das Herz, wenn man die hilfesehenden und hilfeheischenden Briefe unserer Glaubensboten liest, wie sie hin und wieder und vereinzelt zu uns gelangen. Das Herz möchte sich einem zusammenschüttern, wenn man da erfährt, wie sie eine Station um die andere aufgeben und fallen lassen müssen, nachdem sie dieselben in jahrzehntelangem Ringen mühsam und halbwegs emporgebracht haben; wenn man ferner erfährt, wie die Neger, die sie durch unglaubliche Geduld und Liebe an sich zogen und gewonnen haben, nunmehr aus Mangel an Unterstützung fortgeschickt und ihren heidnischen Angehörigen wieder zurückgegeben werden müs-

sen, nachdem sie kaum noch recht gefestigt sind in der christlichen Lehre. Diese traurige Notwendigkeit, sie nagt gewiß am Lebensnerv so manches unserer Missionäre, aber wollen sie das eigene Leben erhalten, so müssen sie sich eben zu solchen schweren Schritten entschließen; denn so sehr sie sich auch einschränken und ihre Bedürfnisse auf ein Mindestmaß beschränken, von der Luft vermögen halt auch sie nicht zu leben. Darum erbarmt Euch der Glaubensboten, zeigt, daß Ihr ein weites Herz habt und über das Hüben in Europa auch das drüben in Afrika nicht vergesst; denkt an das Wort des Heiligen Geistes: „Wer sich des Armen erbarmt, leiht Gott auf Zinsen.“ (Sprichw. 19, 17.)

Bleibt deshalb, wir bitten Euch darum, treu der Fahne des „Stern der Neger“.

Ihr findet diesmal einen Scheck beigelegt zur Erneuerung des Abonnements. Sollte der eine oder andere aus den Abnehmern nicht in der Lage sein, den Bezugspreis sogleich zu erlegen, so wollen wir recht gerne zutreten, nur um jeden Preis einen Abbruch unserer gegenseitigen guten Beziehungen zu verhindern. Wir bitten auch diesmal wieder, auf der Zahlkarte die Nummer der Sternschleife anzugeben, wo sich eine solche vorfindet, da uns dadurch das Eintragen der eingelaufenen Beträge bedeutend erleichtert wird. In den folgenden „Stern“-Heften werden wir dann regelmäßig die betreffenden Schleifenummern anführen zum Zeichen, daß der Betrag hier richtig eingetroffen ist.

Die Redaktion.

## Vom Sudan nach Österreich zur Kriegszeit.

Eine Reiseschilderung von Br. N. C.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag stattete ich dem Dampfer „Seriphos“ der Hamburger Woermann-Linie einen Besuch ab. Der Kapitän, ein gemütlicher Hamburger, war sehr erfreut und verschah mich mit illustrierten deutschen Zeitungen, aus denen ich so manches Neue über den Krieg in Erfahrung brachte.

Ich ging dann auf die griechische Schiffsagentur, wo man mir für ein Überfahrtsbillet nach Saloniki 30 Franken abverlangte. Da ich wußte, daß eine andere Gesellschaft, die sich gerade nicht durch Billigkeit auszeichnet, nur 25 Franken verlangt, so weigerte ich mich, so viel zu zahlen. Und siehe da, es ging auch für 25 Franken. Später erfuhr ich, daß andere Reisende sogar nur 20 Franken zahlten!

Zwei Dinge fielen mir in Griechenland besonders auf. Das erste ist der listige, selbstfüchtige Sinn der Bewohner. Wo sie nur können, suchen sie den lieben Nächsten, vornehmlich den Fremden, zu übervorteilen und sehen dabei nicht ein, daß sie, von anderem abgesehen, mit dieser Sucht nach kleinen Augenblicksvorteilen sich und die ganze Nation in üblen Ruf bringen. Zweitens fiel mir auf, daß alles nach — Hammelfett riecht und schmeckt. Geht man über den Fleischmarkt, so sieht und riecht man nichts als Hammelfleisch. Verlangt man in einem Gasthause etwas zu essen, so teilt der Aufwärter mit wichtiger Miene mit, daß er „Lammfleisch“ in verschiedener Zubereitung habe; unter diesem wohlklingenden Namen verbirgt sich aber immer Hammelfleisch. Anderes Fleisch habe ich überhaupt nicht angetroffen in Griechen-

land. Ich suchte, mich auf Käse zu verlassen, allein auch hier ereilte mich das Geschick. Der aus Schafmilch hergestellte Käse troff von Fett, das bei der großen Hitze den übelsten Hammelgeruch verbreitete. Ich aß dann fast nur noch gebratene Fische, die gut und billig waren, und Makaroni, die ich klugerweise ohne die übliche Käsebestreuung bestellte.

Das Schiff, das bereits um 7 Uhr abends hätte abgehen sollen, kam erst drei Stunden später von Saloniki an und brachte eine ganze Ladung lebender Hammel nach Piräus. Dadurch hatte das ganze Schiff den bekannten Geruch angenommen, der uns bis ans Ziel unserer Fahrt begleitete. Erst gegen Morgen verließen wir Piräus.

Ich teilte die Kabine mit einem griechischen Gendarmen und einem Franzosen, der sagte, er komme von den Dardanellen und gedenke über Serbien und Rumänien nach Rußland zu gehen. An Bord befand sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Soldaten. Ich hatte den Eindruck, daß die griechische Regierung viel Militär nach dem an Bulgarien grenzenden Mazedonien zusammenziehe. Unter den Soldaten befanden sich viele schwächliche Gestalten mit bleichen Gesichtern, die, wie ich aus ihren Reden vernahm, von den Inseln der Cycladen-Gruppe stammten. Unter den Fahrgästen konnte man viele in interessanten griechischen, bulgarischen und albanischen Trachten erblicken.

Beim Erwachen befanden wir uns auf dem schmalen Meeresband zwischen dem griechischen Festland und der langgestreckten Insel Cuböa. Die aus dem leichtge-

kräuselten, dunkelblauen Meere auf beiden Seiten ansteigenden, mit saftigem Grün bedeckten Hügel und Berge und das ruhig dahinziehende Schiff von mäßiger Größe riefen in mir den Eindruck hervor, als befände ich mich auf einer sonnigen Flußfahrt und nicht auf dem Meere.

Wir liefen Chalkis an. Hier ist der Meeresarm so eng, daß er von einer einbogigen, 51 Meter langen Eisenbahnbrücke (Drehbrücke) überspannt wird, die für unsere Durchfahrt geöffnet wurde. Auf der Festlandseite standen Wagen der Eisenbahn von Athen. Zahlreiche Ruderboote umkreisten uns; Knaben brachten reife Kirichen und grüne Gurken an Bord, welche letztere von den Fahrgästen eifrig gekauft und ohne jede Zutat roh verzehrt wurden. Ein Mann brachte Kefir, das bulgarische Nationalessen, und verteilte die appetitliche Dickmilch in kleinen, offenen Schalen. Abends liefen wir den Badeort Volos an.

Am Morgen waren wir bereits im Golf von Saloniki und hatten die Halbinsel der Kassandra zur Rechten. Auffällig war mir, daß die bisherige schöne blaue Farbe des Meeres einem schmutzigen Gelbgrün Platz gemacht hatte; ich erfuhr, daß dies die Folge des sandigen Schlammes sei, den die mit starkem Gefälle in den Golf sich ergießenden Flüsse mit sich führen.

Bevor wir im Hafen anlangten, hatte ich eine kleine Auseinandersetzung mit dem Steward, dem Proviantmeister des Schiffes, der mich mit echt griechischer Unverschämtheit übervorteilen wollte. — Saloniki oder Salonich macht mit seinen minarettgeschmückten Moscheen schon vom Meer aus den Eindruck einer türkischen Stadt, der auch in der Nähe andauert. Der prächtige, geräumige Hafen zählte nur wenige Schiffe. Man sagt, daß Stadt und Hafen seit der Besitznahme durch Griechen-

land ganz bedeutende Rückschritte gemacht haben. Die Straßen waren schlecht gepflastert und schmutzig; doch besitzt die volkreiche Stadt eine vorzüglich funktionierende elektrische Straßenbahn. Ich sah auffällig viele Schuhputzer, darunter erwachsene Männer, die dem staubbedeckten Wanderer so lange zusehen, bis er sich ihren Bürsten ergibt. Die Stadt zählt viele Juden, die ein eigenes großes Quartier bewohnen und selbstverständlich Handel betreiben.

Ich begab mich zwecks Weiterreise nach Österreich sogleich aufs k. u. k. Konsulat, das in einem sauber gehaltenen, gärtenreichen Viertel am Meere liegt, in dem sich übrigens auch alle anderen Konsulate befinden. Auf dem Konsulat wurde mir gesagt, ich solle für den folgenden Tag eine Photographie von mir für meinen Reisepaß beibringen. Auch erfuhr ich hier, daß in den nächsten Tagen ein in Saloniki geborener, nach Österreich zuständiger Lazaristenpriester nach Konstantinopel fahren werde, in dessen Gesellschaft ich möglicherweise reisen könnte.

Am Nachmittag besuchte ich die Patres Lazaristen, welche die Pfarrei der Stadt verwalten und eine schöne, geräumige Kirche besitzen. Die eifrigen Missionäre unterhalten überdies außerhalb der Stadt ein Seminar zur Heranbildung des bulgarischen Klerus. Leider traf ich jedoch den nach Konstantinopel abreisenden Herrn nicht an, da sich derselbe im Landhause des Seminars aufhielt, doch erfuhr ich, daß er erst in fünf Tagen abreisen werde. Die Lazaristen klagten über die Griechen, die ihnen viele Hindernisse in den Weg legten, und daß sie sich früher unter den Türken besser befunden hätten.

Bei den Lazaristen traf ich auch zwei junge Slowenen an, die als Soldaten gegen Serbien gekämpft hatten, dabei aber

in jerbische Gefangenschaft geraten waren; doch war es ihnen gelungen, aus dem Gefangenenlager in Monastir zu entkommen. Das österreichisch-ungarische Konsulat hatte sie mit Kleidung und Reisegeld nach Ungarn versehen, und so wollten auch sie am nächsten Morgen mit abreisen.

Am folgenden Tage wurde mir auf dem österreichisch-ungarischen Konsulat der Paß zur Reise nach Oesterreich-Ungarn ausgefertigt. Man machte mich auch darauf aufmerksam, daß wegen des in Serbien grassierenden Flecktyphus und wegen einiger auch bereits in Saloniki vorgekommener Fälle jeder Reisende an der bulgarischen Grenze sieben Tage Quarantäne zu machen habe, doch werde man meistens nach Verlauf von zwei, drei Tagen durchgelassen. Der Herr k. u. k. Generalkonsul empfing mich mit großer Freundlichkeit und zeigte lebhaftes Interesse für die Lage in Ägypten. Er versprach, mit dem bulgarischen Generalkonsul Rücksprache nehmen zu wollen, damit man mich möglichst bald an der Grenze durchlasse, um so mehr, als ich von Ägypten komme, das seuchenfrei sei.

Da ich auf meiner Reise bulgarisches, türkisches und rumänisches Gebiet zu passieren hatte, so mußte ich auf die betreffenden Konsulate gehen und meinen Paß visieren und abstempeln lassen, was jedesmal 5 Franken kostete. Auf dem türkischen Konsulat verlangte man von mir eine neue Photographie. Da ich keine mehr besaß und ein klein wenig argwöhnte, ging ich aufs österreichisch-ungarische Konsulat zurück und erkundigte mich. Der Herr Sekretär, der mich am Tage zuvor instruiert hatte, erklärte, daß das türkische Konsulat fast immer die genannte Bedingung zu stellen pflege. Ich mußte mich also nochmals photographieren lassen, was mich Zeit und Geld kostete. Beides hätte ich

ersparen können, wenn ich die Sache am Tage zuvor gewußt hätte!

Als ich auf dem türkischen Konsulat die neue Photographie beibrachte, würdigte man sie kaum eines Blickes! Nach Erlegung der Visogebühr machte man mich auf eine auf dem Tisch stehende Gelbbüchse aufmerksam und forderte mich ohne große Umschweife zu einem Beitrag für den Roten Halbmond auf. An der Wand der Kanzlei bemerkte ich auch eine Karte der ganzen Türkei, die mir ein Lächeln abzwang; auf derselben sind nämlich Tripolitarien, Ägypten und der Sudan immer noch türkische Besitzungen, und Khartoum ist eine türkische Stadt; das Papier ist halt geduldig.

Auf dem rumänischen Konsulat gab ich zur Zahlung der üblichen 5 Franken einen englischen Gold-Souverain her; diesen wollte man nicht annehmen und schickte mich fort, ihn wechseln zu lassen, da ich nicht genügend griechisches Geld hatte. Dabei geriet ich aufs kaiserlich deutsche Konsulat, wo man mir das Goldstück mit 1 Franken Verlust einwechselte. Die Herren machten mich darauf aufmerksam, daß ich gut daran tue, mein übriges Goldgeld in österreichisches Papier einzuwechseln und nur so viel zu behalten, als zur Durchreise durch die Balkanstaaten notwendig sei, da die bulgarische Zollrevision dem Reisenden nur drei „Napoleone“ lasse und ihm für das übrige Gold Papier gebe, das er dann in Oesterreich nur mit großem Verlust wieder einwechseln könne. Ich war den geschäftsgewandten Herren äußerst dankbar für ihren Rat, denn er bewahrte mich vor einer bedeutenden Geldeinbuße.

Schließlich mußte ich noch auf den Konsul der griechischen Regierung gehen, um die Erlaubnis zur Abreise zu erlangen, was mich wiederum 5 Franken kostete.

Am Nachmittag ging ich in Begleitung

eines Lazaristenbruders, eines Laibachers, auf den Markt, um einigen Proviant für die Reise einzukaufen. Vieles erinnerte ganz an Kairo. Da ich vor einer offenen Verkaufsstelle mit dem Bruder Deutsch sprach, antwortete der verkaufende, halbwüchsigke Bursche mit roten Pausbacken in allerliebstem, gebrochenem Deutsch; gefragt, wie er zu seinen Kenntnissen im Deutschen gekommen sei, sagte er, er sei zwar Albanier, habe aber früher in einem deutschen Hause gedient.

Am folgenden Morgen, Herz-Jesu-Freitag, verrichtete ich meine Andacht in der Kirche der Lazaristen und begab mich dann zum kleinen Bahnhof der französischen Privatbahn nach Drama—Debeagatsch. In der Nähe liegt der Bahnhof der Orientbahn Niš—Belgrad.

Obgleich der Zug nur bis Drama, das noch in Griechenland liegt, ging, gab es umständliche Passrevision und Abstempelung. Dabei wurde als Datum für unseren 11. Juni der 29. Mai, also der Julianische Kalender, gebraucht.

Im Abteil dritter Klasse befanden sich außer mir und einem griechischen Zivilisten vier Soldaten und drei bulgarische Bauern. Letztere waren ganz in Schafswolle gekleidet und hatten ihre Habseligkeiten in großen Doppeltaschen verstaut. Einer von ihnen war stark erkältet und benützte sein Halstuch bald zum Reinigen seines Riechorgans, bald zum Abtrocknen seiner Stirn. Nebenbei war er viel von gewissen springenden Tierchen geplagt, die er ohne jede Prüderie und mit großer Fertigkeit unter seinen dicken Socken hervorholte und einem jähen Tode überlieferte. Trotz seines starken Schnupfens rauchte er fast unausgesetzt. Eine biedere Gutmütigkeit sprach aus seinem breiten Gesichte mit dem großen, struppigen Schnauzbart und der geröteten Nase; hin

und wieder bot er mir seine Tabakdose zur Anfertigung einer Zigarette an. Wir versuchten zwar, ein Gespräch anzuknüpfen, mußten aber zu beiderseitigem Bedauern die Bemühungen als erfolglos aufgeben.

Unsere eingleisige Bahnlinie ging eine Zeitlang parallel derjenigen der Orientbahn. Gleich hinter Saloniki überholten wir den nach Niš gehenden Zug derselben, der wie der unsere ein gemischter war. Auf einem Güterwagen bemerkte ich einen hohen Bretterverschlag. Die in unserem Abteil befindlichen griechischen Soldaten behaupteten, auf dem Wagen befinde sich ein für die serbische Armee bestimmter französischer Flugapparat.

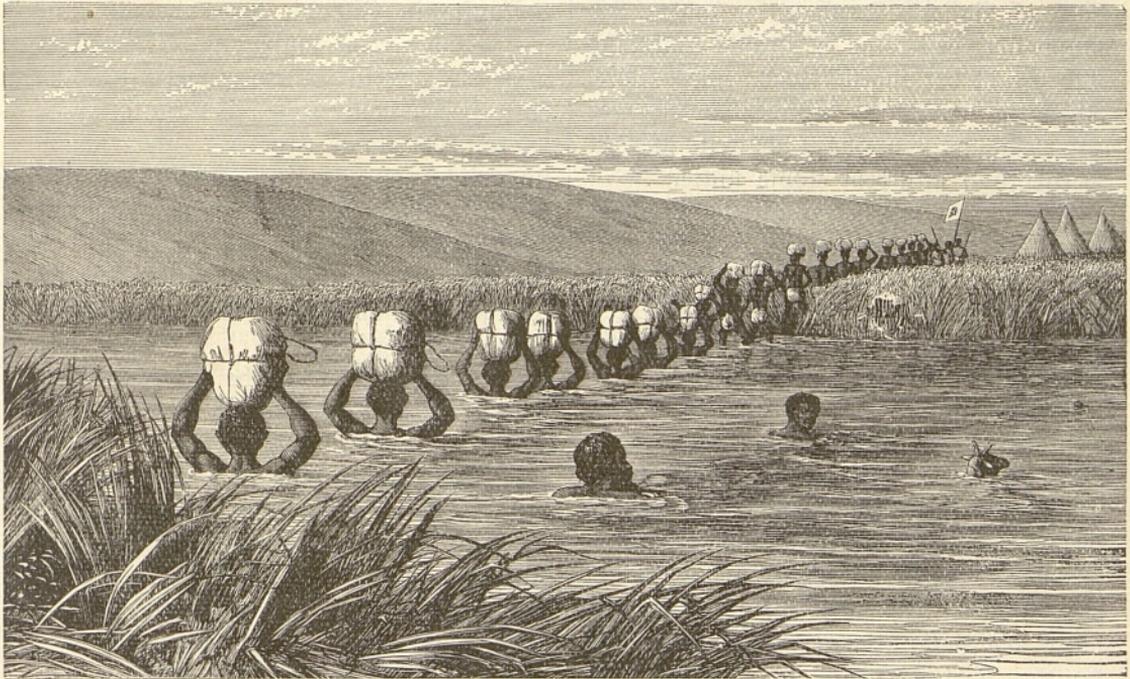
Wir durchfuhren Mazedonien. Die Gegend scheint fruchtbar, die Bodenbearbeitung aber vernachlässigt zu sein. Es gibt viel Weideland; auch ausgedehnter Tabakbau wird betrieben. Das satte Grün der Wiesenflächen tat meinem sandgewohnten Auge wohl, und ich blickte wie ein Kind fast unablässig aus dem Fenster.

Herrliche Landschaftsbilder taten sich auf. Das Gelände, das im großen und ganzen nach Süden zu gegen das Ägäische Meer hin abfällt, ist gegen Norden von einem ansehnlichen Höhenzug abgeschlossen, der die Grenze nach Bulgarien hin bildet. Häufig erblickte man Ruinen von Häusern — Reste und Zeugen des letzten Balkankrieges.

Die Linie ist kurvenreich und steigt und fällt fortwährend. Sie ist schlecht gehalten und die Geleise sind von hohem Unkraut umwuchert. In den Wagen dritter und selbst in vielen zweiter Klasse fehlen gewisse Bequemlichkeiten vollständig, weshalb der Zug oft lange auf den Stationen halten muß. Rinder brachten auf letzteren Kirichen, Gurken und Limonaden zum Verkauf.

Die Strecke von Saloniki bis Drama war von Soldaten scharf bewacht. An größeren Stationen stiegen viele der in unserem Zuge befindlichen Soldaten aus; andere stiegen ein. Ein Soldat redete mich Englisch an; er war mehrere Jahre in England und Amerika als Kellner tätig gewesen.

und ich war froh, als sich mir ein junger Mann mit der Mützenaufschrift „Hotel Kavalla“ vorstellte. Er half mir in eine der Kutschen hinein, blieb aber selbst auf dem Bahnhof zurück. Mein Kosselenker brachte mich in rasendem Tempo durch die holperige „Bahnhofstraße“ zum nahen „Hotel“. Beim Aussteigen glaubte ich zu-



Flußübergang in Afrika.

Nachmittags kamen wir in Drama an. Hier hatte ich mich nach Angabe des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Saloniki zwei bis drei Tage aufzuhalten, ehe ich die nahe bulgarische Grenze überschreiten konnte.

Auf dem unansehnlichen Bahnhof standen eine Menge zweispänniger Kutschen und ein Automobil, das die Verbindung mit der etwa 30 Kilometer entfernten Hafenstadt Kavalla unterhält. Niemand war da, der eine mir bekannte Sprache konnte,

erst, der gute Mann habe sich geirrt; denn ich sah nichts, was einem Hotel ähnelte. Ich stand vor einem niedrigen, unansehnlichen Hause mit einer kleinen Schenke und einer Loreinfahrt. Als ich aber den Loreweg betrat, las ich im inneren Hofe die hochtönende Aufschrift „Grand-Hotel Kavalla“. Auch eilte der Inhaber des „Grand-Hotels“ schon herbei, der aber leider nur Griechisch sprach.

Man zeigte mir ein Zimmer mit zwei Betten. An den Wänden hingen Klei-

dungsstücke und auf dem Boden stand eini-  
ges Gepäck, woraus ich erkannte, daß das  
Zimmer bereits bewohnt sei. Da ich nicht  
wissen konnte, mit wem ich das Zimmer  
zu teilen haben würde, so erklärte ich dem  
Hoteldiener, daß ich ein Zimmer für mich  
allein wolle. Ich erhielt ein kleines Zim-  
mer mit einem Bett, dessen einziges Fen-  
ster auf einen kleinen Hof mündete; dafür  
hatte ich täglich 3 Drachmen zu zahlen. Ich  
mußte aber erst reine Bettwäsche und Tisch  
und Stuhl verlangen, was alles fehlte.  
Auffällig war mir, daß der Hoteldiener  
zur Bejahung sein Haupt schüttelte und bei  
Verneinung mit dem Kopfe nickte.

Es war mir sehr lästig, mit keiner Men-  
schenseele ein Wort wechseln zu können;  
allein zu meiner freudigen Überraschung  
fand ich im gleichen Hotel einen Österrei-  
cher (Triestiner) mit Frau und ihrem  
zehnjährigen Töchterchen. Der Herr war  
seit mehr als 20 Jahren als Kaufmann  
auf der im britischen Besitze befindlichen  
Insel Malta ansässig gewesen. Bei Aus-  
bruch des Krieges wurde er in das dortige  
Gefangenenlager abgeführt, während seine  
Frau das Geschäft in der Stadt La Valette  
weiterführte. Er hatte im Gefangenen-  
lager die Bekanntschaft mehrerer mir be-  
kannter Personen aus dem Sudan und  
von Ägypten gemacht, die als Gefangene  
dorthin abgeschafft worden waren, und er-  
zählte mir manch interessante Einzelheiten  
über die dortigen Verhältnisse. Unter an-

derem erzählte er auch, er habe Frau und  
Tochter während seiner zehnmonatlichen  
Gefangenschaft nicht zu Gesicht bekommen,  
obgleich die Familie nur eine halbe Stunde  
entfernt wohnte. Briefe an seine Frau  
brauchten sehr lange, bis sie ausgefolgt  
wurden, und einmal sogar 26 Tage!  
Schließlich wurde ihm die Erlaubnis ge-  
geben, mit seiner Familie abzureisen. Er  
verkaufte in Gile die Warenvorräte, und  
schiffte sich nach Saloniki ein. Er war vier  
Tage vor mir in Drama eingetroffen und  
hatte sieben volle Tage Quarantäne zu  
machen. Er klagte über das österreichisch-  
ungarische Konsulat in Saloniki, das sei-  
nen Staatsangehörigen weniger an die  
Hand gehe als das deutsche Konsulat, wel-  
ches den reichsdeutschen Reisenden die so-  
fortige Überschreitung der bulgarischen  
Grenze ermögliche.

Noch eine andere, liebe Bekanntschaft  
machte ich in Drama. Es war dies ein  
Herr von B. aus Tirol, der seit 21 Jahren  
(mit Unterbrechungen) in Drama ansässig  
und mit einer Athenerin verheiratet ist.  
Er kennt Land und Leute gründlich und  
half mir mit größter Liebenswürdigkeit  
mit Rat und Tat. In solch abgelegnem  
Erdenwinkel einen Landsmann und dazu  
einen so liebenswürdigen zu finden, ist  
eine wahre Wohlthat, und so ist mir der  
Aufenthalt in Drama zu einer lieben Er-  
innerung geworden.

(Fortsetzung folgt.)

## Was sich die Neger erzählen.

(Aus den Missionsblättern von St. Ottilien.)

(Fortsetzung.)

### Das schlaue Chamäleon.

Ein Elefant hatte ein schönes Töchter-  
lein. Als es herangewachsen war, kamen  
viele, um die Schöne zu freien. Aber der

Vater wollte sie nicht dem Nächstbesten ge-  
ben, sondern verkündete im ganzen Lande,  
wer am schnellsten zur Meeresküste und  
wieder am selben Tage zurück käme, der

erhalte als Preis seine Tochter.

Viele Schnellläufer kamen, aber keinem gelang es, in einem Tage zur Küste und wieder zurückzukommen. Zuletzt kamen noch der Löwe und das Chamäleon. Beide meldeten sich ganz siegesbewußt. Alle lachten über das Chamäleon ob seiner Kühnheit und am meisten machte sich der Löwe darüber lustig. Er ließ es sogar vorausgehen, damit es etwas Vorsprung habe. Das Chamäleon aber blieb bei seiner Werbung, ging etwas voraus und kletterte auf einen Baum, dessen Äste über den Weg hingen.

Bald darauf kam der Löwe gerannt. Das Chamäleon machte sich bereit, sprang ab und erreichte gerade noch den Schwanz des Löwen. Dieser merkte die List nicht und rannte weiter. Mittags kam er am Meere an. Das Chamäleon ließ sich zur Erde nieder und sagte zum Löwen: „Gib, bist du auch schon da?“

Zum Zeichen, daß sie wirklich das Meer erreicht hatten, nahmen sie Muscheln mit. Der Löwe ruhte noch etwas aus, und inzwischen ging das Chamäleon, das noch frisch bei Kräften war, wieder etwas voraus und suchte einen Baum, dessen Äste über den Weg hingen. Als der Löwe wieder vorbeirannte, gelang es dem Chamäleon wieder, den Schwanz des Löwen zu erreichen. Ohne Unterbrechung rannte dieser dem Endziele zu, und als die Sonne hinter den Bergen verschwand, war der große Wettlauf beendet. Der Löwe rannte in seiner Wucht noch etwas über das Ziel hinaus, das Chamäleon aber ließ sich nieder zur Erde und kam dem Ziele noch etwas näher als der Löwe. Niemand hatte die List gemerkt, und staunend erkannte der Elefant dem Chamäleon den Preis zu.

### List geht über Gewalt.

Ein Hase schloß Freundschaft mit einer Antilope, und sie gingen miteinander fort, um zu stehlen; der erste wollte Bohren, die andere Erdnüsse. Sie gingen und verbargen sich, aber die Leute, denen die Erdnüsse gehörten, folgten ihnen.

Sie machten eine Falle und töteten die Antilope, der Hase aber entkam. Nun schloß der Hase Freundschaft mit einer Schnecke. Sie nähten ein Säckchen und gingen, um Erdnüsse zu stehlen. Beim Stehlen ertappten sie aber die Eigentümer und fingen den Hasen. Er aber bat: „Tötet mich nicht, bindet mich lieber an den Weg; wenn ihr dann am folgenden Tag kommt, werdet ihr sehen, wie groß ich geworden bin.“ Die Leute taten so und banden ihn an den Weg.

Des Nachts kam eine Hyäne daher und fragte den Hasen: „Warum haben sie dich angebunden?“ Der Hase sagte: „Sie haben mich gebunden, weil sie eine Kuh schlachten, und ich soll auch davon bekommen. Aber ich habe so schlechte Zähne und kann die Kuh nicht essen.“ Da sagte die Hyäne: „Binde mich, damit ich esse, ich habe gute Zähne.“ Der Hase sagte: „Binde mich zuerst los, damit ich dich binden kann!“

Die Hyäne band nun den Hasen los und der Hase band die Hyäne an und ging seines Weges. In der Frühe kamen jene Leute wieder und sagten: „Nun wollen wir den Hasen töten.“ Aber statt des Hasen trafen sie die Hyäne. Sie fragten: „Wo ist der Hase hingekommen?“ Die Hyäne erwiderte: „Der Hase hat mich betrogen, er sagte, ihr habt eine Kuh getötet, und ich sagte, binde mich selbst an, damit ich die Kuh esse.“ Die Leute wurden böse und sagten: „Du hast dem Hasen die Freiheit verschafft, nun töten wir dich.“ Dann töteten sie die Hyäne.

Nachher trafen sie den Hasen und sagten: „Du hast unsere Nahrung gefressen, jetzt wollen wir dich töten.“ Der Hase aber weigerte sich, indem er sagte: „Ich habe euch die Hyäne gebunden, ihr habt sie getötet, nun ist der Handel abgetan.“

### Verkaunte List.

Der Gockel ging zum Kahuna. (Dies ist ein Vogel, so groß wie ein Daaumen, darum nennen wir ihn gleich Däumling. Bei uns gibt es diesen Vogel ja nicht.) Der Däumling sagte nun zu seinem Weibe: „Mache ein Krautgericht in siedendem Wasser.“ Als dies ziemlich lange brauchte, sagte der Däumling: „Ich will mich in das Kraut verkriechen, damit es schneller geht.“ Statt jedoch in den Topf zu steigen, verkroch er sich unter den Messingring, den sein Weib an der Hand hatte. Nachdem endlich das Kraut fertiggekocht war und der Deckel abgenommen wurde, stürzte er blitzschnell hervor und rief: „Seht, wie ich durch meine Wärme das Kochen beschleunigt habe!“ Der Hahn aß, empfahl sich und lud den Däumling für den nächsten Tag zu einem Gegenbesuch ein. Der Däumling kam und der Gockel befahl seinem Weibe, ein Kürbisgericht zu machen. Um das Kochen aber noch schneller zu beendigen, als gestern sein Wirt, sagte er: „Laß mich in den Topf hinein und decke das Gefäß zu, dann wird der Kürbis noch schneller kochen. Ich habe doch mehr Wärme als dieser Däumling da.“ Der Hahn setzte sich also in den Topf, die Henne schloß den Deckel und kochte. Als sie meinte, nun könne der Kürbis fertiggekocht sein, nahm sie den Deckel ab, aber der Hahn war tot.

### Die Rache des Schakals.

Eines Tages sprach die Hyäne zum Schakal (wilden Hund): „Komm, wir

wollen zu meinem Schwager gehen.“ „Gut,“ sprach der Schakal, „laß uns gehen.“ Die Hyäne bereitete die Mahlzeit. Dann beratschlagten sie wegen des Teilens der Speise. Der Schakal sprach: „Mache schnell.“ Und sie teilten zu gleichen Teilen. Sie gingen nun miteinander, jedes seine Mahlzeit tragend. Unterwegs sprach die Hyäne: „Ich muß zurückbleiben, um auszuruhen.“ Aber dem war nicht so. Sie ging nur abseits, um Steine in ihre Tasche zu füllen. Sie gingen nun weiter und kamen an einen Fluß, der viel Wasser mit sich führte. Die Hyäne sprach: „Was ist zu tun?“ Der Schakal wußte keinen Ausweg. Da sprach die Hyäne: „Wir wollen unser Essen hineinwerfen und dann übersetzen.“ Gesagt, getan. Der Schakal goß seine Mahlzeit hinein, die Hyäne aber legte die Steine hinein. Jetzt setzten sie über. Als sie am anderen Ufer angekommen waren, sprach die Hyäne: „Jetzt will ich meine Mahlzeit einnehmen.“ Der Schakal sprach: „Wo hast du denn solche her?“ Die Hyäne antwortete: „Die wir von zu Hause mitgenommen haben.“ Der Schakal sagte: „Wir haben sie doch ins Wasser hineingegossen.“ Die Hyäne erwiderte: „Du bist so schlau gewesen.“ Die Hyäne fraß hastig, überfättigte sich, so daß ihr der Bauch platzte. Der Schakal kehrte zur Behausung der Hyäne zurück, tötete das Weibchen und die Kinder, nahm all ihr Hab und Gut an sich und ging seines Weges.

### Der listige Hase.

Eine Hyäne stellte eine Falle auf für den Hasen, der sich im Hirsefeld viel zu schaffern machte. Der Hase kam und ging auch in die Falle, und die Hyäne kam, um die Falle zu befehen. Sie sah den Hasen und rief: „So, jetzt fresse ich dich auf.“ Der Hase dachte, dazu ist immer noch Zeit,

und sagte: „Komm später, jetzt ist's noch zu früh, du wirst sehen, wie ich wachsen werde.“

Die Hyäne ging fort und ein wilder Hund kam des Weges. Da schilderte ihm der Hase, wie schön und wonnig er es in der Falle habe, und erbot sich sogar, dem Hund probieren zu lassen, wenn er ihn ablösen wolle. Der wilde Hund war zufrieden und ging hinein. Der Hase ließ die Falle dann zuklappen und stellte sich in der Nähe auf. Als die Hyäne wieder kam, rief der Hase: „Die Hyäne kommt, ich laufe, komm mit!“ „Binde mich los,“ bat der Hund, doch der Hase war schon fort. Die Hyäne besah sich das Tier in der Falle und sagte: „Merkwürdig, diesmal hast du nicht gelogen, du bist wirklich gewachsen.“ Der wilde Hund sagte: „Ich bin's ja gar nicht.“ Doch die Hyäne erfaßte und fraß ihn.

### Das angeleimte Kaninchen.

Das Kaninchen pflegte täglich auf einem Felde Erdnüsse zu stehlen. Der Besitzer des Feldes machte wiederholt Versuche, den unverschämten Dieb zu fangen — doch vergebens. Da verfertigte er eine zierliche Figur, die mit einem Kaninchen viel Ähnlichkeit hatte, und bestrich sie mit einem klebrigen Baumsaft.

Einmal bei Nacht kam das Kaninchen wieder, um Erdnüsse zu stehlen. Es sah die Figur und glaubte, ein anderes Kaninchen zu erblicken. Doch es rührte sich nicht. Das Kaninchen beschnupperte die Figur und blieb mit seinem Maule fest kleben. Es versuchte, sich mit Hilfe der Pfoten loszumachen, doch auch diese klebten fest. Je mehr es sich bemühte, loszukommen, desto fester klebte es.

Am Morgen kam der Feldeigentümer, um nach seinen Erdnüssen zu sehen. Da erblickte er das Kaninchen festgeleimt.

Gleich rief er in seiner Freude seine beiden Söhne und gebot ihnen, das Kaninchen zu schlachten. Die Knaben suchten das Tier loszumachen und hatten dessen Maul bereits losgerissen, als das Kaninchen sagte: „Gern will ich sterben und für meinen Diebstahl büßen. Ich möchte nur noch um die eine Gnade bitten, noch einmal den Sonnenaufgang mitanschauen und die angenehmen Sonnenstrahlen empfinden zu dürfen. Auch ist dann mein Fell leichter abziehen.“ Die arglosen Knaben lachten über das Entgegenkommen, erfüllten seine Bitte und ließen es hängen. Die Sonne ging auf und sandte ihre heißen Strahlen aus. Da kamen die zwei Knaben, um das Tier nun zu töten. Das Kaninchen machte verzweifelte Anstrengungen, um loszukommen. Noch ein mächtiger Ruck — es war frei. Die warme Sonne hatte den klebrigen Baumsaft erweicht. Die einfältigen Knaben hatten das Nachsehen und mußten überdies noch den Zorn des Vaters fürchten.

### Der Löwe und der Tiptip.

Der Löwe und der Vogel Tiptip schlossen eines Tages Freundschaft miteinander und machten aus, mitfammen an die Küste zu gehen, um Salz zu holen. Sie brachen miteinander auf und gelangten nach mehreren Tagereisen nach Dar-es-Salaam. Nachdem sie sich dort in einer Herberge gestärkt und das leckere Salz in Empfang genommen hatten, traten sie die Heimreise an.

Zwei Tage vor der Heimat sprach der Löwe zum Tiptip: „Laß uns mit voller Kraft schreien, damit unsere Angehörigen es hören und Bier zum Empfange bereiten.“

Der Löwe brüllte aus voller Kehle, bis er heiser war. Aber seine Stimme verhallte und er wurde in der Heimat nicht

gehört. Tiptip schrie ebenfalls seinen Kameraden, die den Weg entlang hausten. Diese vernahmen im Gebüsch seine Stimme und einer rief dem anderen zu, daß Tiptip von der Küste zurückkomme und daß seine Frau Bier zum freudigen Empfange bereiten solle. Diese hörte es und willfahrte freudig dem Wunsche. Als Tiptip, der noch länger auf dem Wege verweilte, heimkam, war das Bier fertig. Seine Freunde kamen zusammen und hielten ein lustiges Biergelage.

Als der Löwe heimkam, war kein Bier bereitet. Da ärgerte er sich, daß seine Stimme in der Heimat nicht vernommen worden und kein Empfang bereitet war. Tiptip und alle Tiere lachten den Löwen aus und dessen Zorn wurde so groß, daß er Tiptip aus Rache töten wollte. Dieser jedoch flog hämisch lachend in die hohen Baumwipfel hinauf und der Löwe hatte das Nachsehen.

### List geht vor Stärke.

Ein Hase fand eines schönen Tages ein kleines Horn, nahm es und blies darauf: pepepe, kapembe kahaye ngovale, kam-pembe pe (pepepe . . . das kleine Horn möge die Dummheit verscheuchen, das Horn pe . . .) Der Elefant hörte das Horn und jagte: „Gib mir das Horn!“ Der Hase erwiderte: „Es gehört nicht mir, es gehört meinem großen Herrn.“ „Dann gehört es mir,“ sprach der Elefant, „denn ich übertreffe alle an Größe.“

Und so betrog er ihn um das Horn. Der Hase ging, um alle Tiere des Waldes zu rufen, und hieß sie Lehm kneten. Diese kneteten Lehm in Masse. Dann sagte er, sie möchten ihm diesen Lehm auf den Rücken kleben. Die Tiere taten so dem Befehle gemäß, wodurch der Hase eine Größe erreichte wie der höchste Berg. Dann schickte er zum Herrn Elefanten, er

möge seine Größe betrachten. Doch dieser jagte, der Hase solle selbst kommen, was er auch tat. Als der Elefant ihn kommen sah, bereute er seinen Betrug und gab ihm das Horn zurück. Der Hase aber ließ den Lehm fallen und entfloh.

### Der Elefant und der Kolibri.

Der Kolibri sehnte sich nach einem starken Freunde, da er sich selber gegen seine Feinde sehr schwach fühlte. Als er einmal auf einem Baume saß und sich mit dem Gedanken trug, einen Freund zu suchen, hörte er ein mächtiges Stampfen und Krachen im Walde. Erschrocken flog er höher auf einen Ast. Da kam ein Elefant zwischen den Bäumen herangestapft.

Als der Kolibri den großen Elefanten sah, dachte er: „Das wäre ein Freund, groß und mächtig genug gegen alle Feinde.“ Er flog herunter und knüpfte mit dem Elefanten ein Gespräch an. Bald kam es denn auch zu einem Freundschaftsbündnis zwischen den beiden. Der Kolibri war hocherfreut und fühlte sich nun gesichert gegen alle seine Gegner, war aber auch zugleich stolz auf seine hohe Verbindung.

Eines Tages besuchte der Kolibri seinen Freund. Der Elefant aber konnte ihm nichts vorsetzen. Da nahm er einen großen Topf, setzte ihn übers Feuer und stellte dann seinen Fuß in den Topf, um, wie er sagte, Fett für die Speise zu bekommen. Nachdem er Fett erhalten hatte, pflückte er zarte Baumblätter und kochte ein Gemüse davon, wozu er das Fett seines Fußes verwendete. Dann gab er es dem Gaste zu essen. Zum Abschied reichte er seinem kleinen Freunde noch manche Geschenke.

Nicht lange darauf machte der Elefant einen Gegenbesuch. Der Kolibri wollte dem Gaste etwas zu essen geben und holte

Blätter zu einem Gemüse; aber das Fett mußte er nicht zu bekommen. Da kam ihm ein Gedanke: er wollte es gerade so machen, wie es der Elefant getan hatte. Er setzte einen Topf ans Feuer und stellte ein Füßchen hinein — doch o weh! Das Feuer fing sein schönes Federkleid und er mußte elend verbrennen.

Ungleiche Freundschaft stiftet nichts Gutes. Bleibe jeder bei seinesgleichen.

### Das Kaninchen und der Geier.

Treke, ein großer Raubvogel, kam auf seinen Streifzügen an die Behausung des Feldkaninchens Sungura. Dort erblickte er die Frau Sunguras mit ihren Kindern, die sich im Grase tummelten. Treke stürzte sich auf die Mutter los und trug sie davon. Die Jungen flohen und versteckten sich. Bald jedoch krochen sie wieder hervor und schrien nach der Mutter. Die Mutter kam jedoch nicht wieder. Dafür kehrte abends Treke zurück, holte auch die zwei Jungen und entführte sie.

Nach einiger Zeit kam Sungura nach Hause und sah zu seinem großen Schmerz, was geschehen war. Er sann auf Rache. In einiger Entfernung fand Sungura eine große Felbratte. Diese stopfte er ein wenig aus, so daß sie wie lebendig aussah, und stellte sich in das Gras. Dann setzte er eine Falle daneben und verbarg sich in der Nähe. Am anderen Tage kam Treke wieder. Als er die Ratte im Grase sah, dachte er nichts anderes, als daß es ein junges Kaninchen sei, stürzte aus der Luft herab und wollte seine Beute fassen. Doch da fing er sich mit einem Fuße in der Falle und konnte nicht mehr davon. Da eilte Sungura mit Pfeil und Bogen herzu, um den Räuber zu töten. Dieser aber bat inständig um sein Leben und versprach ihm, das Geraubte zurückzubringen und ihm überdies auch noch Geschenke

zu machen. Sungura erbatnte sich des Gefangenen und schenkte ihm die Freiheit. Treke hielt sein Wort und brachte ihm Frau und Kinder samt vielen Geschenken wieder zurück. Im Herzen aber war er sehr ergrimmt, weil er durch Sungura übertölpelt worden war.

Eines Tages brachte Treke dem Sungura die willkommene Nachricht, daß er auf einem hohen Baume viel Honig gefunden habe. Sungura war erfreut. Beide gingen, um den Honig zu holen. Treke brachte eine Leiter herbei und Sungura stieg hinauf. Als er droben war, zog Treke die Leiter weg, so daß der andere nicht mehr herunter konnte. Voll Freude machte er sich davon, daß ihm seine Rache gelungen war. Als Sungura nicht nach Hause kam, zog sein Bruder mit anderen Freunden aus, um nach dem Vermißten zu suchen. Endlich fanden sie den Unglücklichen auf dem hohen Baume. Schnell fertigten sie eine Leiter an und holten ihn herunter. Dann pflögen sie Rat, wie sie Treke strafen könnten. Schließlich kamen sie dahin überein, daß sich einer unter den Baum legen und sich wie tot stellen sollte. Wenn dann Treke wiederkomme, so dachten sie, dann werbe er den Toten davontragen.

Richtig kam am Abend Treke, um nach Sungura zu sehen und sich an seiner Bein zu weiden. Da er ihn nicht mehr auf dem Baume sah, suchte er nach ihm unten im Grase. Als er nahe genug war, schossen alle aus dem Hinterhalt und verwundeten den Bösewicht schwer, so daß er nicht mehr fort konnte. Darauf banden ihn Sungura und seine Freunde zum abschreckenden Beispiel an den Baum.

### Der Schneumon und der Affe.

Der Schneumon und der Affe stritten miteinander, wer der Stärkere und der

Mächtigere sei. Sie kamen schließlich überein, ihre Kraft und Macht im Bombétrinken (Bombé = Bier) zu erproben, und wer am meisten trinken könne, soll als der Größere und Mächtigere gelten.

Nun fing der Affe an, Bombe zu brauen, und zwar nicht wenig. Zur festgesetzten Stunde kam der Schneumon. Er trug ein großes Fell, das er zu einem Sacke zusammengenäht hatte, und bat den Affen, denselben an einem in der Nähe befindlichen Baume aufhängen zu dürfen, um nach jedem kräftigen Trunke in den Sack zu schlüpfen und sich Kraft zu holen. Der Affe lachte ob solcher Torheit und gab spöttelnd die Erlaubnis. Hierauf bat der Schneumon um Speise. Während der Affe mit der Zubereitung von Speise beschäftigt war, bemerkte er nicht, daß eine große Anzahl von Schneumons in den Sack schlüpfte.

Nachdem nun das Mahl bereitet und auch verzehrt war, begann das Trinken. Der Schneumon sprach recht kräftig zu, entfernte sich jedoch alsbald und kroch in den Sack, um, wie er sagte, sich Kraft zu holen. Aber er selbst kehrte nicht mehr zurück, sondern schickte seine ihm ganz ähnlich sehenden Freunde, einen nach dem anderen. Jeder trank, bis er satt war, und schließlich ward das Bier vollständig getrunken.

Der Affe, der die List nicht gemerkt hatte, daß nämlich jedesmal ein anderer Schneumon kam, staunte ob solcher Leistungsfähigkeit; denn er hatte sehr viel Bier gebraut und glaubte auch, daß der Sack Zauber enthalte. Er hoffte jedoch, daß er den Schneumon noch übertreffen werde, da sein Magen bedeutend größer und er auch noch einen anderen, größeren Sack zu machen imstande war.

Nun fing der Schneumon an, Bier zu brauen, und braute soviel wie der Affe.

Als er damit fertig war, ließ er den Affen zum großen Trunke rufen. Der Affe kam und brachte einen noch größeren Sack mit als vordem der Schneumon. Er ersuchte nun den Schneumon, ihm auch zu erlauben, nach jedem Trunk in den Sack zu schlüpfen und sich Kraft zu holen. Der Gastgeber gestattete es und das Kneipen begann. Der Affe trank und trank, bis er nicht mehr konnte. Hierauf schlüpfte er in den Sack, um sich Kraft zu holen. Der Affe hatte jedoch keine Gefährten mitgebracht, wie ehemals der Schneumon, und mußte jedesmal wieder selbst aus dem Sack hervor und weitertrinken. Er trank und trank und ging zwei- und dreimal und noch öfter in seinen Sack und kam jedesmal wieder mit vollem Magen zurück. Schließlich vermochte er nicht mehr zu trinken und auch nicht mehr in den Sack zu schlüpfen; denn das Bier wirkte lähmend auf seine Beine. Vollständig überwunden gab er zu, daß der Schneumon ihn an Kraft und Größe übertreffe.

Durch seine List und Weisheit stieg der Schneumon in Ehre und Achtung, der Affe aber ward durch seine Dummheit und Unmäßigkeit zum Gespötte.

### Die Rache der Schildkröte.

Eines Tages schlossen das Kaninchen und die Schildkröte Freundschaft miteinander. Sie machten aus, mitammen an die Küste zu reisen, um sich dort die Sehenswürdigkeiten anzuschauen. Sie kamen nach Lindi. Dort lenkten sie ihre Schritte dem Markte zu, wo sie allerhand kostbare Sachen fanden. Sie sahen auch Salz, das für sie eine besondere Anziehungskraft hatte. Sie erstanden zwei Körbchen voll davon. Dann traten sie hocherfreut die Heimreise an. Untermwegs überfiel sie ein starker Sturm. Viele Bäume wurden entwurzelt und fielen quer über den Weg.

Da die Schildkröte mit ihren kurzen Beinen nicht darüber hinwegklettern konnte, mußte sie das Hindernis geduldig umgehen.

Schon lange lauerte das listige Kaninchen auf eine Gelegenheit, der Schildkröte das Salz zu nehmen. Denn seine Freundschaft war nicht aufrichtig gemeint; es hatte nur des Vorteiles halber die gutmütige Schildkröte zur Weggefährtin erkoren. Als sie noch einen Tag von daheim entfernt waren, hemmte auf einmal ein mächtiger Baumstamm ihren Weg. Das Kaninchen kletterte behende empor und erjuchte die Schildkröte, ihm sein und ihr Salzkörbchen hinaufzureichen. Als das geschehen war, fing die Schildkröte an, langsam um den Baum herumzugehen, da sie sich mit ihrem plumpen Körper nicht über denselben schleppen konnte. Dabei traf sie auf andere entwurzelte Stämme und brauchte sehr lange, bis sie wieder auf den Weg kam.

Unterdessen hatte sich ihr treulofer Gefährte mit dem Salz aus dem Staube gemacht. All ihr Bemühen, das Salz zurückzuerhalten, war umsonst. Als sie das Kaninchen wieder eingeholt hatte, hatte dieses nichts als Ausreden. Zuerst wollte es der Schildkröte vormachen, es habe das Salz bloß mitgenommen, damit sie schneller vorwärts kämen; unterwegs sei es vom Leoparden angefallen worden und habe

fliehen müssen, während der schlechterische Affe das Salz gestohlen habe. Weil sich aber die Schildkröte durch diese und ähnliche Lügen nicht täuschen ließ, überschüttete es sie mit höhrenden Schimpfreden.

Tief gekränkt zog sich die Schildkröte von ihrem treulosen Freunde zurück und jann auf Rache. Lange jedoch wollte ihr kein Anschlag gelingen; denn das Kaninchen war klug und listig. Eines Tages bemerkte sie, wie das Kaninchen jeden Tag zu seinem Weibe ging, sich mit diesem unterhielt, aß und sich dabei ganz sorglos benahm. Das schien für die Rachepläne der Schildkröte günstig. In der Nacht rief sie eine ihr befreundete Ratte. Beide gruben ein Loch, so daß sich die Schildkröte bequem hineinlegen konnte. Dann scharfte die Ratte noch Erde auf sie, so daß man nichts Auffallendes bemerken konnte.

Das Kaninchen kam und nahm gerade über der Schildkröte Platz, ohne etwas Böses zu ahnen. Als es im Begriffe war, zu essen, streckte die Verborgene ihren Kopf mit ihrem breiten Maule hervor und packte es am Kragen. Wie eine Falle schloß sie ihr Maul immer fester und fester, bis das treulose Kaninchen den Atem verlor.

So mußte das verschlagene Kaninchen sein Leben lassen. Alle Tiere freuten sich darüber; denn alle hatte es schon durch seine List und Tücke betrogen und tief gekränkt.

## „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“

In San Antonio, einem Dorfe an der Grenze von Texas und Louisiana, war der Sonntagsgottesdienst eben vorüber. Die letzten Weihrauchwolken zogen langsam zu den offenen Kirchenfenstern hinaus. Das

schmucke, Unserer Lieben Frau von Guadeloupe geweihte Gotteshaus leerte sich. Nur einer blieb zurück. Der gute Dom Ambrosio, ein ehrwürdiger Priestergeis, der seit nahezu 50 Jahren hier gewirkt und

das Kirchlein gebaut hatte, kniete andächtig vorn im Chore und machte seine Dankagung.

In die feierliche Stille drang ein leises Geräusch aus der nahen, geschlossenen Sakristei. Hier war Tommy, der zwölfjährige Küster und Hausdiener Dom Ambrosios, damit beschäftigt, die Meßgewänder und Altargeräte in Kästen und Schrank zu verschließen und alles hübsch und säuberlich aufzuräumen. Ein freundliches Gesicht hatte den armen, verlassenen Waisenknaben im Pfarrhose von San Antonio ein sicheres Heim und am alten Pfarrer einen liebevollen Vater und Schützer finden lassen; kein Wunder, daß Tommy an seinem Wohltäter mit unbegrenzter Liebe hing.

Auf einmal hörte der junge Küster, wie die Kirchthür heftig aufgerissen wurde und jemand mit schweren, hastigen Schritten durch die Kirche gelaufen kam. Rasch zog Tommy die Schlüssel vom Kasten und öffnete die Sakristei. Sein erster Blick fiel auf den Priester, der sich von seinem Betstuhl erhoben hatte und um dessen kahles Haupt die durchs Chorfenster einfallenden Sonnenstrahlen einen verklärenden Schimmer woben. Vor ihm auf dem Boden kniete ein starkknochiger, breitschulteriger Neger, der die Füße Dom Ambrosios flehentlich umfaßt hielt. Der Schweiß, der in schweren Tropfen von seiner Stirne rann, der fliegende Atem verrieten, daß der Mann auf Tod und Leben gelaufen war. Aus den weitgeöffneten Augen starrte tödlicher Schrecken. „Massa, Massa,\*“ keuchte er laut, rette mich! Die Bluthunde sind hinter mir; hilf mir, sonst bin ich verloren.“

Mitleidig beugte sich der Priester zum Flüchtling herab und sagte mit der ihm

eigenen väterlichen Milde: „Was ist geschehen, mein Sohn? Sage es mir rasch, und ich will sehen, was ich für dich tun kann.“

In kurzen, abgebrochenen Sätzen erzählte Sam, so hieß der Neger, seine Geschichte.

In einer mehrere Stunden entfernten Ortschaft war eine Gewalttat begangen worden. Der Verdacht fiel auf Sam, einzig deshalb, weil er unfern dem Tatorte auf dem Felde beschäftigt gewesen war. Mit heiligen Schwüren hatte er seine Unschuld beteuert. Umsonst. Es war die Zeit, da die Wogen des Hasses und der Abneigung gegen die „Niggers“, so nannte man die armen Schwarzen verächtlich, besonders hoch gingen. Das „Lynchen“\* von schuldigen und unschuldigen Negern war an der Tagesordnung, und fast jede Woche brachte Berichte über solche Ausschreitungen der Volksmuth.

So wollten die ergrimnten Weißen auch in diesem Falle den armen Sam ohne Prozeß und Untersuchung dem Strange überliefern. Schon war der Strick um einen Ast geworfen und die Schlinge fertig, da gelang es dem herkulisch starken Neger, sich den Händen seiner Henker zu entreißen und in den nahen Wald zu entkommen.

Drei Tage lang hatte er sich hier versteckt gehalten, nur von Wurzeln und wilden Beeren sich nährend. Allein die eigens dressirten Bluthunde, die man ihm nachgehetzt hatte, hatten heute morgens seine Fährte aufgespürt, und nun war er in Todesangst drei Meilen weit hieher gelaufen, ohne anzuhalten. „Mein Verfolger und die Hunde,“ so schloß Sam seine Erzählung, „sind mir auf den Fersen und können jeden Augenblick hier eintreffen. O

\* Herr, Herr; verballhornt aus Master = Meister.

\* Vollstreckung eines Todesurteils durch die aufgeregte Menge ohne gerichtliche Untersuchung.

„Massa, Massa, rette mich!“ Das sonst so ruhige Auge Dom Ambrosios flammte auf in heiligem Zorn. Wie oft schon hatte er ähnliche traurige Fälle miterlebt, wie oft aber auch war es ihm gelungen, mit seinem priesterlichen Ansehen, einem Blicke seines ernstesten, milden Auges die wilde Mordluft roher Menschen zu zügeln!

Sollte ihm dies nicht auch jetzt wieder gelingen? Ohne weitere Zeit zu verlieren, hob er den zitternden Riesen auf und führte ihn zu einer kleinen, eisenbeschlagenen Tür, die in einer Ecke des Seitenschiffes auf eine schmale Wendeltreppe führte.

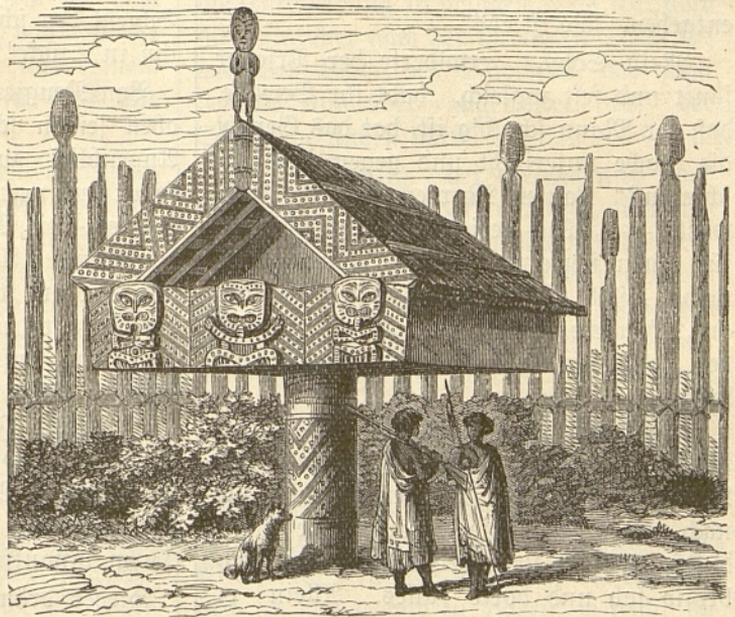
„Das ist der Weg zum Turm,“ erklärte er seinem Schützling; „geschwind gehe rasch hinauf und halte dich oben stille, bis ich dich rufe.“ Der Keger gehorchte und verschwand in der Höhe. Dom Ambrosio schloß die Tür hinter ihm ab und steckte den Schlüssel zu sich. „Tommy,“ befahl er dem jungen Krieger, der neugierig gefolgt war, „der Mann ist am Verhungern. Laß dir von Susan etwas Speise geben und trage sie ihm hinauf. Du kennst ja die kleine Pforte in meinem Studierzimmer.“ Ehe Tommy fortging, warf er noch einen Blick auf den Priester, dessen von Eifer leicht gerötetes, von weißen Locken umrahmtes Antlitz in diesem Augenblicke ihm so schön und ehrwürdig vorkam wie nie. Tommy ahnte nicht, daß er diese teuren Züge zum letztenmal lebend geschaut habe.

Als Dom Ambrosio wieder allein war, kniete er sich abermals auf seinen Betstuhl

im Chore nieder, um seine Dankfagung zu vollenden.

Aber nur wenige Minuten vergingen, als von draußen her lautes Geschrei sich der Kirche näherte. Bald darauf stand ein lärmender Haufe vor der Kirchthür. Dazwischen schallte lautes Hundegebell.

Jetzt wurde die Tür aufgerissen und etwa ein Dutzend bewaffneter Männer mit aufgeregten Gesichtern und drohender



Hütte eines Maorihäuptlings.

Miene drangen polternd ins Innere. Die feierliche Stille des Gotteshauses, vielleicht auch der Anblick des großen Kreuzbildes, das vom Chorbogen niederhängend die Augen der Eintretenden unwillkürlich auf sich zog, schien selbst auf diese rohen Gesellen einigen Eindruck zu machen. Ihr lärmendes Reden verstummte und nur leise flüsternd schritten sie wie ein Haufe sich drängender Schafe vorwärts. Dom Ambrosio erhob sich und ging ihnen ruhig und festen Schrittes entgegen.

„Padre,“ so redete einer der Männer, der, obgleich Protestant, doch vor dem Alter und der Würde des Priesters Respekt fühlte, ihn an, „wir suchen einen „Nigger“; er ist uns entwischt und muß sich hier in der Kirche versteckt haben. Hast du ihn nicht gesehen?“ — „Ja,“ sagte Dom Ambrosio ruhig, „ich habe ihn gesehen.“ — „Dann liefere ihn aus,“ rief der Mann; „wir sind seit zehn Stunden hinter ihm her; er darf seiner verdienten Strafe nicht entgehen. Wo ist er?“

„Mein Sohn,“ erwiderte der Priester sanft und fest zugleich, „habt ihr Beweise, daß der Mann schuldig ist, hat das Gericht die Sache untersucht und gegen ihn entschieden?“ Lautes Murren war die Antwort. — „Was gerichtliche Untersuchung für einen schwarzen Teufel? Das fehlte noch,“ zischte einer. „Oher fressen wir ihn auf,“ knurrte ein anderer. „Baumeln muß der Kerl; heraus mit ihm,“ drohte ein dritter.

Inzwischen hatte einer die Tür aufgerissen, so daß die Draußenstehenden die Reden hörten. Das Murren pflanzte sich nach außen fort. Die Schar wurde ungeduldig und die Lage bedenklich. Dom Ambrosio sah und hörte alles. Allein er kannte seine Pflicht und trotzte dem Sturm.

„Männer,“ so hob er an und in seiner Stimme klang der Ton fester Entschiedenheit, „der Mann, den ihr willkürlich des gesetzlichen Schutzes beraubt und wie ein wildes Tier mit Hunden geheßt habt, hat sich hieher geflüchtet und hier im Hause Gottes eine Zufluchtsstätte gefunden. Er hat vor Gott seine Unschuld beteuert und mich um Hilfe angefleht. Ich habe ihn in Sicherheit gebracht, und dort soll er bleiben, bis ich ihn dem Sheriff (Richter) überliefere, damit dieser nach Recht und Gerechtigkeit über ihn entscheide.“ Aber-

mals bildete ein noch lauterer, drohendes Murren die Antwort. Die draußenstehenden Leute waren gleichfalls eingedrungen und umringten den Priester mit finsternen Gesichtern. Er stand wie ein einsamer Fels inmitten der Wogen. Vor der halb geöffneten Tür zerren einige die bellenden Hunde zurück, welche, die Fährte witternd, gewaltjam eindringen wollten. Auf einmal vernahm man von draußen Bewegung und lautes Geschrei: „Holt ihn herunter! Schießt den schwarzen Teufel herab! Reißt ihn in Stücke!“

Von Neugier getrieben, hatte der Neger oben seinen schwarzen Krauskopf einen Augenblick zum Turmfenster hinausgestreckt und war sofort bemerkt und erkannt worden. Die Entdeckung ging von Mund zu Mund. Alles drängte in das Kirchlein. Sofort stürzten einige Männer nach der Sakristei und dort die Treppe hinauf, die zur anstoßenden Priesterwohnung führte. Aber sie bemerkten bald, daß sie auf falscher Fährte waren, und kehrten zurück. Inzwischen hatte Dom Ambrosio die wenigen Augenblicke benützt, um sich vor die kleine Tür zu stellen, die zum Turm hinaufführte.

Hieher drängte der wilderregte Haufe schreiend und tobend ihm nach. Der Priester sah ein, daß sein Bemühen umsonst sei und daß die Übermacht sich den Weg erzwingen werde. Allein der edle Greis dachte keinen Augenblick an sich selbst und an die Gefahr, der er sich aussetzte. Ruhigen, festen Blickes maß er die Leute, die mit drohenden Gebärden ihn umstanden.

„Sir“ (Herr), rief ihm ein knochiger Yankee zu, „wenn Ihr nicht auf die Seite tretet und uns durchlaßt, so werden wir Gewalt brauchen.“ — „Padre,“ sagte ein anderer, der sich etwas mehr beherrschte, „warum bemühen Sie sich denn so um diesen schwarzen Lumpen? Ein Nigger mehr

oder weniger auf der Welt, was soll das denn?"

Da richtete sich Dom Ambrosio zu voller Höhe auf, seine Augen blitzten und seine tiefe, klangvolle Stimme hegte voll innerer Entrüstung, als er erwiderte:

„Seht ihr das Kreuz dort oben im Chöre? Ihr wißt, wer daran hängt! Ist er etwa nur für den weißen Mann gestorben und nicht auch für den schwarzen, den ihr verächtlich behandelt? „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“ Das Wort kam aus seinem heiligen Munde, und es ist für uns alle gesagt.“

Betroffen wich der Mann einen Augenblick zurück. Unter den rauhen Gesellen waren wohl manche, welche seit Jahren keine Kirche mehr gesehen hatten; aber es war kein Zweifel, sie alle kannten dieses Herrenwort und verstanden ganz gut, was der Priester damit meinte. „Ihr sagt mir,“ fuhr dieser fort, „der Mann sei schuldig. Gut, hat einer von euch gesehen, daß er die Untat beging?“ — „Nein.“ — „Wer kann mit einem Eide beschwören, daß er es gewesen ist? — Ihr schweigt, also niemand wagt es?“ — „Er ist aber,“ so warf nun einer der Männer ein, „in der Nähe des Platzes gefunden worden, wo die Untat geschah; also ist er es sicher gewesen. Kein anderer Schwarzer war in der Nähe, obgleich wir die Gegend meilenweit abgesehen hatten.“

„So,“ erwiderte Dom Ambrosio, „und weil ihr keinen anderen gefunden habt, werft ihr euch blindlings auf diesen Mann. Ihr wollt ihm das Leben rauben, das Gott ihm gegeben hat. Ihr wollt ihn in die Ewigkeit schleudern, ohne ihm auch nur einen Augenblick zur Vorbereitung zu geben, soweit es von euch abhängt; und alles das ohne eine Spur des Beweises für seine Schuld. Wo bleibt da der Gerech-

tigkeitsfinn? Seid ihr denn Wilde oder seid ihr zivilisierte Menschen?“

So roh und gefühllos die Männer waren, das Wort und die edle Haltung des Priesters blieben nicht ohne Eindruck. Einige ließen beschämt die Köpfe sinken, andere waren offenbar der Sache müde und schienen geneigt, sie aufzugeben.

In solchen Augenblicken des Schwankens braucht bloß einer hervorzutreten und die Entscheidung zu bringen. Das trat auch hier ein, aber nach der unredlichen Seite. Es war der Vater des Mädchens, das man beraubt und übel zugerichtet auf der Straße gefunden hatte.

Joe Blacksmith, der Grobschmied des Bezirkes, ein riesenhafter Mann, war wegen seines heftigen Charakters allgemein gefürchtet. Er stand am äußersten Kreis des Hausens. Die Worte des Priesters hatten seinen Zorn erregt. Mit seinen mächtigen Ellbogen sich den Weg bahnend, schrie er mit heiserer Stimme: „Seid ihr denn Weiber geworden, daß ihr euch von einem Pfaffen einschüchtern laßt?“ Und mit wutverzerrtem Gesicht sich zu Dom Ambrosio wendend, rief er: „Spüte dich, Alter, und öffne die Tür, oder bei St. Georg, ich schlage dich zu Boden, so wahr ich Joe Blacksmith heiße!“ Der Priester trat rücklings eine Stufe höher auf der kleinen Treppe, die zur Turmtür führte, als wollte er sie noch besser schützen, und antwortete: „Hier stehe ich und werde nicht lebendig von der Stelle weichen; ich kenne meine Pflicht.“

Unruhig wogte der Kreis von Männern auf und zu, und es gelang dem Grobschmied nicht, den dichten Kreis ganz zu durchbrechen. Da hob er ergrimmt seinen nervigen, rußgeschwärzten Arm in die Höhe und schleuderte mit einem furchtbaren Fluche den schweren Schmiedehammer nach dem Kopfe des Priesters. Ein

lautes, schmerzliches „O mein Jesus!“ tönte durch die Kirche; die hohe Priestergestalt schwankte und stürzte kopfüber die Stufen herab.

Das wuchtige Wurfgeschöß hatte ihn tödlich an der Schläfe getroffen. Blutüberströmt lag er als Leiche auf dem Boden, noch im Tode die Arme wie schützend ausgebreitet.

Die schreckliche Tat wirkte wie ein Donnererschlag. Die Männer erbleichten und wichen entsetzt zurück. Die hintersten in der Reihe schlichen sich fort, die vorderen drängten nach; es war eine förmliche Flucht vor der heiligen Stätte, die sie durch Gewalt und Mord entweiht hatten. Keiner dachte daran, den jetzt freien Eingang zum Turm über die Leiche ihres Wächters zu stürmen. In wenigen Minuten war die Kirche leer. Friedlich flimmerte vorne das rote Licht der ewigen Lampe, draußen um die Kirche schwirrten die Schwalben, drunten aber in der Ecke rieselte das rote Blut in langen, schmalen Bächlein über die Steinfliesen hin, das Blut des guten Hirten, der sein Leben hingegeben hatte für sein Schäflein.

Tommy hatte, nachdem er den letzten Befehl Dom Ambrosios ausgeführt und dem Neger im Turm oben einen Imbiß gebracht hatte, eilends in die Kirche zurückkehren wollen, war aber von Susan, der alten, halbtauben Haushälterin, festgehalten und mit einer Dienstleistung in der Küche beschäftigt worden. Unruhig geworden über das vernommene Geschrei, das aus der Ferne heraufdrang, und über das lange Ausbleiben des Pfarrers, eilte der Knabe, kaum frei geworden, in atemloser Eile in die Kirche hinab. Wer beschreibt seinen Schmerz, als er seinen lieben, ehrwürdigen väterlichen Freund tot in einer Lache Blutes liegen fand! Mit

lautem Wehgeschrei warf er sich über die teure Leiche. „O Vater, Vater, sprich nur ein Wort, du kannst, du darfst nicht tot sein!“ Aber die bleichen Lippen blieben geschlossen und die klaffende Wunde an der Schläfe sagte es deutlich genug, daß Dom Ambrosio ausglitten hatte.

Außer sich vor Schmerz eilte der arme Junge in die Straßen des nahen Dorfes und verkündete händeringend das Entsetzliche, was geschehen war. Da das Kirchlein und das Pfarrhaus abseits und einsam auf einer Anhöhe lagen und die Leute wegen der nahen Mittagszeit meist in den Häusern weilten, war der ganze Vorgang unbemerkt geblieben. Die Trauer und der Anzettel über den ruchlosen Mord waren grenzenlos und steigerten sich noch, als man, zur Kirche eilend, die ganze schreckliche Wahrheit so ergreifend vor Augen sah.

„O, unser Vater, unser guter Dom Ambrosio!“ riefen die Kinder und Frauen, indem sie händeringend und wehklagend die Leiche umstanden. Und auch manchem harten Manne fiel eine verstohlene Träne über den Bart. Voll Ehrfurcht wurde die tote Hülle aufgehoben und aufgebahrt. Knaben und Mädchen brachten die herrlichsten Blumen und Sträucher, um die Bahre zu schmücken, auf welcher die ehrwürdige Gestalt, in die priesterlichen Gewänder gehüllt, so friedlich hingestreckt zu schlafen schien.

Nach einigen Tagen bettete man die Leiche des geliebten Seelenhirten zur letzten Ruhe im Schatten des Kirchleins, das er einst gebaut hatte und dessen treuer Wächter er so lange gewesen war. Meilenweit aus der Runde strömte das Volk herbei, um dem edlen Priester diesen letzten Erweis seiner Liebe und Verehrung zu bringen.

Und was ist aus Sam, dem Neger, geworden? Er wurde zunächst in sicheren Gewahrjam gebracht, bis über das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt hatte, mehr Licht gekommen war. Seine Unschuld stellte sich klar heraus, denn schon bald darauf ward der eigentliche Übeltäter, ein weißer Landstreicher, aufgegriffen und überführt worden. Sam erhielt Geld und Mittel, um die Gegend zu verlassen und anderswo sein Glück zu versuchen.

Manch einem mochte es auf den ersten Blick als ein schlechter Tausch erscheinen, daß ein edles, schönes Priesterleben an Stelle eines armen, unbekanntes Negers in den Tod gegangen war.

Aber Dom Ambrosios Opfer war nicht fruchtlos geblieben. Das Grab des edlen Priesters wirkte wie eine laute, ergreifende Predigt, die nicht verstummte und an das Wort des Herrn erinnerte, das in goldenen Buchstaben auf der Grabplatte prangte:

„Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“

Die edle Tat Dom Ambrosios blieb unvergessen, und es vergingen Jahrzehnte, ohne daß sich jemals im weiten Umkreis wieder einer jener sonst so häufigen Synchmorde wiederholte.

## Unsere katholischen Brüder im Morgenlande.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie eine gute Mutter nicht ruht, noch rastet, um ihre ungehorsamen und auf böse Wege geratenen Kinder einer besseren Einsicht zugänglich zu machen, so hat die katholische Kirche des Abendlandes, auch nach dem Scheitern der Vereinigungsverjuche, keine Mühe gescheut, um wenigstens kleine Häuflein dem wahren Glauben wieder zu gewinnen, nachdem es ihr vorläufig nicht vergönnt gewesen war, die irrenden Völker des Morgenlandes alle in absehbarer Zeit an sich zu ziehen.

In diese Kleinarbeit teilten sich beinahe alle Mitglieder der abendländischen Kirche: Bischöfe, Priester und religiöse Genossenschaften, ja auch hervorragende Laien nahmen daran innigsten Anteil. Man hatte es zwar bei dieser Wiedereroberung auf alle getrennten Riten abgesehen, allein da man mit der Arbeit vorzüglich in Syrien einsetzte, so lag es auf der Hand, daß sie größtenteils den Syriern vom arabischen griechischen Ritus zu-

gute kam, also den irrenden Christen des Patriarchates von Antiochien. Man hatte den Hebel am richtigen Orte angejsetzt!

Franziskaner, Jesuiten und Dominikaner wählten sich in Syrien Arbeitsfelder für ihre Tätigkeit aus. Die Söhne des Seraphischen Ordens hatten damit schon längst begonnen, nicht lange, nachdem ihr heiliger Stifter selbst im Juni des Jahres 1219 die heilige Erde betreten hatte. Ihre Standhaftigkeit, ihre Mühen und Leiden, ihre Märtyrer und ihre Erfolge erfüllten bald den Erdkreis mit gerechtem Staunen und die heilige Kirche mit Trost und Freude. Gegen die Lehre des falschen Propheten Mohammed kämpften sie mit ihrer Uneigennützigkeit und ihrem Blute, gegen die Hinterlist des griechischen Schismas mit ihrem Nacken, d. h. mit bewundernswerter Zähigkeit im Festhalten an der ihnen anvertrauten geweihten Scholle.

Solch anhaltendes und stilles Wirken

der katholischen Missionäre konnte trotz manchmal sehr ungünstiger Umstände nicht ohne Einwirkung auf die getrennten morgenländischen Christen aller Schattierungen und Riten bleiben. Da bei ihnen das ganze Christentum einer hochgradigen Erstarrung anheimgefallen war, so rafften sich die Besten aus Volk und Klerus auf und janneten auf Mittel und Wege, dasselbe wieder bei ihren Gemeinden und nach außen hin zu heben. Die zu diesem Zwecke gemachten Versuche ließen sie auf eine erschreckende Unwissenheit nicht nur unter dem Volke, sondern auch bei seinen Seelsorgern stoßen; diese Versuche zeigten ihnen aber auch den einzig richtigen Weg zur Hebung ihrer Volksgenossen, nämlich den der Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, auf welche ja alle ihre bedeutendsten und heiligen Bischöfe und Patriarchen der ersten christlichen Jahrhunderte jetzt noch in ihren Schriften hinwiesen.

So kam es, daß im Jahre 1686 der Patriarch Athanasius von Antiochien und im Jahre 1713 jener von Alexandrien in Agypten vereint mit ihren Gläubigen sich der katholischen Kirche wieder anschlossen. Auf diese Weise entstand und erstand das unierte (d. i. mit der katholischen Kirche vereinigte) griechisch-melchitische Patriarchat, welches gegenwärtig den Grundstock der katholischen Morgenländer bildet, hauptsächlich in Syrien und Agypten.

Daß diese Christen, besonders gleich nach ihrem Anschlusse an die Mutterkirche, nicht als Musterchristen zu betrachten sind, liegt auf der Hand. Eine Unmasse von Geduld war notwendig, um bei diesen neuen Katholiken die zehn Gebote Gottes wieder zur Geltung zu bringen, ihre Hirten und Seelsorger mit dem echten Geiste und Opfermut zu erfüllen, ohne dabei mit der

anerzogenen Überhebung, dem eingefleischten Eigensinn und der ererbten Empfindlichkeit allzusehr in Konflikt zu kommen!

Seit dem Jahre 1744 ist das Patriarchat Antiochien wiederhergestellt als ein selbständiges griechisch-melchitisches mit dem Sitze in Damaskus. Es umfaßt die Erzbistümer Sur, Homs und Aleppo, sowie die Bistümer Basra, Affka, Saida, Beirut-Dschahail, Damaskus, Cäjärea, Sale, Baalbek, Tripolis und Alexandrien. Der großen Ausdehnung dieses Gebietes wegen ist der Titel „Patriarch von Antiochien und des ganzen Orients“ vollauf berechtigt. Die Seelsorge liegt bei diesen Katholiken größtenteils in den Händen des Basilianerordens, von welchem in Syrien drei Vereinigungen bestehen, nämlich die griechisch-melchitische des heiligsten Erlösers, die griechisch-melchitisch-aleppinische und die griechisch-melchitisch-baladitische. Doch mehrt sich in letzterer Zeit auch die Zahl der Weltpriester, besonders nach der Eröffnung theologischer Lehranstalten und Seminare, in Beirut, Jerusalem usw. Ein beträchtlicher Teil dieser Weltpriester ist verheiratet.

Von der griechisch-schismatischen Kirche (zumeist aus früheren polnischen Gebieten) trennten sich in den verflossenen Jahrhunderten Teile sowohl infolge politischer Verhältnisse als auch infolge der eifrigen Missionierung von seiten katholischer Missionäre. Diese losgelösten Teile, die zumeist — wenigstens bis jetzt! — in der österreichisch-ungarischen Monarchie gelegen waren, gehören hierarchisch infolge des Ritus zum Patriarchat von Antiochien und bilden das Erzbistum Lemberg mit den Bistümern Przemyśl und Stanislaw in Oesterreich, dann die Metropolitanbischöfe von Fogaras und Alba

Zulia mit den Bistümern Großwardein, Szamos-Ujvar und Lugos in Ungarn. Bei diesen europäischen Angehörigen der griechischen Kirche kann natürlich von einer arabischen Kultursprache, wie sie bei ihren Glaubensbrüdern in Asien in Übung ist, nicht die Rede sein; sie gebrauchen nicht einmal die griechische, sondern vielmehr die kirchenslawische oder die rumänische Sprache.

Der glorreiche und für die morgenländischen Christen eine große Vorliebe tragende Papst Leo XIII. setzte auf diese Kerntruppe, d. h. auf die Katholiken des griechischen Ritus, große Hoffnungen. Wenn sich diese in der kurzen Zeit auch nicht alle verwirklicht haben, so kann doch ein stetig fortschreitender Ausbau ihrer Gemeinschaft und eine stete innere Läuterung ihrer Anhänger nicht geleugnet werden.

Ihre schwachen Charakterseiten sind des öfteren erwähnt worden. Diese machen sich auch später noch hie und da selbst bei dem hohen und niederen Klerus unliebsam bemerkbar. Die Orientalen sind eben große Kinder und darüber hilft manchmal auch die Tonsur nicht hinweg. Die leiseste Abhängigkeit fühlen sie schon merklich, ohne es aber doch an gutem Willen fehlen zu lassen. Für die lateinischen Missionäre, welche unter ihnen wirken, ist es notwendig, daß sie sich immer die Grundsätze, die Papst Leo XIII. öfter betonte, vor Augen halten in all ihrem Wirken, vor allem aber, daß sie alles achten, wozu den Gläubigen ihr Ritus Recht und Anspruch gibt. In Syrien und dem Heiligen Lande wäre man längst schon weiter gekommen, wenn man diese Richtschnur immer und folgerichtig eingehalten hätte. Wenig Objektivität bekunden die ewigen Klagen mancher Abendländer, daß man den Orientalen gar nicht trauen dürfe, daß man bei ihnen nichts ausrichte und erreiche, und wie sonst

derartige Litaneien lauten. Wer unter ihnen mit lauterer Absicht und nach dem paulinischen Grundsatz „Allen alles zu werden“ gewirkt hat, muß obigen Verdächtigungen ein energisches „Unwahr“ entgegenrufen. In Omdurman (Sudan) haben unsere Missionäre aus den Orientalen aller katholischen Riten eine Mustergemeinde gebildet. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß sie sich gänzlich überlassen sein müssen. Ein Zuviel diesbezüglich würde ihnen ebensosehr schaden als ein Zuwenig. So sind z. B. gute Kenner der Verhältnisse sehr geteilter Meinung darüber, ob es diesen Neubekehrten zum Besten gereiche, wenn sie a u ß e r h a l b ihres Heimatlandes der Rechtsbarkeit des lateinischen Episkopats entzogen werden, wie man es z. B. in den Vereinigten Staaten und in Kanada probeweise versucht hat. Sie mögen Priester ihres eigenen Ritus haben: das ist billig und gerecht, wenn sie die Gemeinde verlangt; dieselben hätten aber dann unter der Führung der lateinischen Diözesanbischöfe zu wirken, wenn man bei ihren Gläubigen den religiösen Geist auf der gewünschten und erforderlichen Stufe erhalten will. In den eigentlichen Missionsländern, wie z. B. im Sudan und in anderen Gebieten Mittel- und Südafrikas, ist es besser, wenn sie n u r von den dort wirkenden Missionären jeelsorglich abhängen.

Nach der Statistik zählt das katholische Patriarchat des griechisch-arabischen Ritus im Morgenlande ungefähr 174.000 Gläubige in 260 Pfarreien. Die Katholiken dieses Ritus (griechisch-ruthenisch) jedoch sind weitaus zahlreicher.

### III.

Die anderen Riten, nämlich der rein s y r i s c h e, m a r o n i t i s c h e und c h a l d ä i s c h e, welche auch vornehmlich in Syrien, Palästina und Ägypten ihre Gläubig-

gen haben, stehen bezüglich ihrer Bedeutung und Vollwertigkeit dem griechischen nach, ausgenommen vielleicht die Maroniten, denen wegen ihrer Anhänglichkeit an die römische Kirche und ihrer Vorliebe zu allem Katholischen, sowie auch ihrer Sittenstrenge halber ein Vorzug eingeräumt werden kann. Von ihnen sei gleich an erster Stelle die Rede.

### **Patriarchat von Antiochien des maronitischen Ritus.**

Die Maroniten haben ihren Namen bekommen von dem hl. Maro, dem mutigen Verteidiger der katholischen Glaubenswahrheiten auf dem Berge Libanon gegen die Irrlehren des Nestorius und Eutiches. Ihre Verbindung mit der lateinischen Mutterkirche haben sie stets aufrechterhalten. Schon vor Papst Innozenz III. hatten sie ein selbständiges geistliches Oberhaupt, ihren Patriarchen, welchen sie auch als ihren Fürsten betrachteten, weswegen sie ihm auch in weltlichen Angelegenheiten untertan waren. Die Residenz des Patriarchen ist auf dem Libanon; er besitzt die Obergewalt über sechs Erzbischöfe, nämlich diejenigen von Aleppo, Beirut, Cypern, Damascus, von Tyrus-Sidon und von Tripolis, dann über die beiden Bischöfe von Baalbek und von Djehail-Batrun. Kirchenprovinzen gibt es bei den Maroniten nicht! Denn es ist eben das Eigentümliche im Orient, daß z. B. in einer Stadt vier oder fünf Patriarchen sich in die Einwohner als ihre Untergebenen teilen, ohne dadurch die geringste Verwirrung zu verursachen oder etwaige Übergriffe sich zu erlauben. Ein jeder kümmert sich und sorgt für die Angehörigen seines Ritus, ohne sich mit anderen zu befassen. Das hat sein Gutes, aber auch sein Schlimmes; was überwiegt, wage ich nicht zu entscheiden! Die Zahl der Maroniten schwankt zwischen

280.000 und 300.000 Seelen. Sie sind die Tiroler des Morgenlandes; so kann man sie heißen einerseits wegen ihrer Berge, anderseits wegen ihrer Biederkeit und ihrer Anhänglichkeit an die katholische Kirche. Auf sie haben es hauptsächlich die amerikanischen Sekten abgesehen — aber die Übertritte sind verschwindend gering. Und selbst von diesen wenigen kehren die meisten auf dem Totenbette wieder zur Mutterkirche zurück, es sei denn, daß sie und da ein durch den Übertritt zur Häresie reich Gewordener in Verzweiflung und Verfluchung seiner Tat verstockt stirbt.

Die Maroniten sind ein Völklein, welches man gern haben muß. Sie sind zutraulicher als die übrigen Orientalen und tun sich etwas darauf zugute, daß sie sich dem lateinischen Wesen in der Liturgie (kirchliche Verrichtungen) enge angeschlossen haben. So bedienen sie sich des lateinischen Meszkleides und gebrauchen zur heiligen Messe ungesäuertes Brot, während alle übrigen Riten das gleich anfangs erwähnte Meszgewand (Glockenfajula) haben und die heiligen Geheimnisse mit gesäuertem Brote feiern.

Diese rührigen Leutchen sind über das ganze Morgenland und über Ägypten hin zerstreut, immer auf der Suche nach dem täglichen Brot, sie, der Sauerteig des Orients.

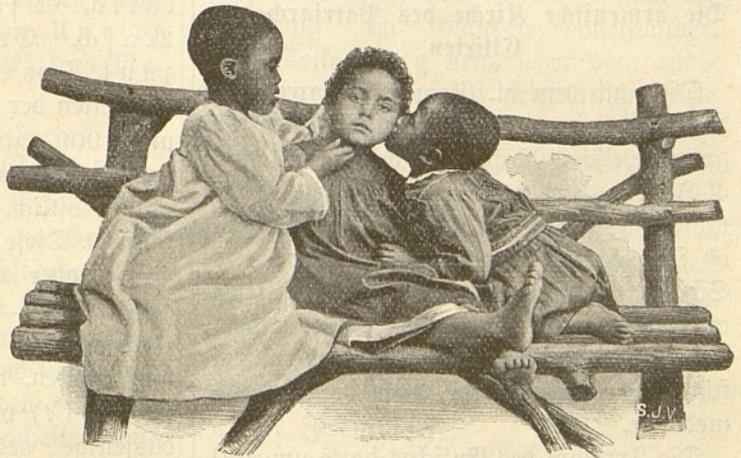
### **Die Patriarchalkirche Jerusalem-Antiochien der Syrer.**

Die syrischen Katholiken stammen von den erst bekehrten Christen in Palästina (Jerusalem) und Syrien. Sie besaßen ein blühendes Kirchenthum mit reicher Literatur und fruchtbarer Missionsarbeit. Ihre Liturgie feierten sie in der angestammten Sprache, einem ostaramäischen Dialekt. Das Vordringen der Perser und Mohammedaner, vor allem aber die aufgetretenen Häresien und Spaltungen be-

wirkten eine große Verödung in Land und Volk. Eine Folge der letzteren zeigte sich im Abfall vom rechten Glauben zum Nestorianismus und dann zum Monophysitismus. Auch bei ihnen haben wir als Ergebnis mühevoller Kleinarbeit lateinischer Missionäre erreicht, daß es im Jahre 1546 zur Bildung einer dauernden unierten (d. i. katholischen) Kirchengemeinde zu Aleppo kam. Die mit Rom eingegangene Vereinigung gewann noch festere Gestalt, als 1781 der Bischof Ignatius Michael Diharve von Aleppo von einem Teile der einer vollständigen Verbindung mit Rom günstig gestimmten Bischöfe zu ihren Patriarchen erwählt wurde. Papst Pius VI. erkannte ihn im Jahre 1787 als Patriarchen von Antiochien über die syrisch-unierten Gläubigen an. Ihm unterstehen die Erzbistümer H o m s, D a m a s k u s und B a g d a d, sowie die Bistümer M o s s u l, D i a r b e k r, D e s h i r e t e b n O m a r, M a r d i n, A l e p p o und B e i r u t.

Die nestorianischen Syrier in K u r d i s t a n und M o s s u l kamen auf dem bei Orientalen nicht ungewöhnlichen Wege der Verstimmung und Uneinigkeit unter sich zur Mutterkirche zurück. Als nämlich gegen Mitte des 16. Jahrhunderts wegen der Wahl eines Patriarchen unter ihnen, noch Schismatiker und Häretiker, Zwistigkeiten entstanden, sagte sich ein Teil des Volkes von dem bisherigen Inhaber dieser Würde los, wählte sich selbst einen neuen Patriarchen und sandte ihn nach Rom zu Papst Julius II. Nach Abschwörung der Irrlehre wurde der neue Patriarch mit seinen Wäh-

lern in den Schoß der Mutterkirche wieder aufgenommen und vom Papste in seiner Würde bestätigt. Diese Syrier nennen sich auch chaldäische Babylonier. Für sie gründete nachher Papst Innozenz XI. ein Patriarchat (Diarbekr), welches 1830 nach Bagdad verlegt wurde und heute innerhalb der Türkei die Erzbistümer Diarbekr und Kerkuk, sowie die Bistümer Amadia, Mardin, Sert, Deschiratebn Omar und



Drei christliche Kaffernkinder aus Mariahill.

S a k o - M o s s u l umfaßt. Ihnen zuzählen sind auch die unierten T h o m a s c h r i s t e n an der malabarischen Küste (Indien), die aber die reine syrische Liturgie beobachten. Die äußeren Formen des Gottesdienstes sind, abgesehen von kleinen Verschiedenheiten, bei ihnen so ziemlich gleich oder doch ähnlich.

Bezüglich der Gottesdienstsprache ist zu bemerken, daß nach griechisch-melchitischem und syrischem Ritus die nichtfeierliche heilige Messe in arabischer Sprache gelesen wird. An ganz wenigen Stellen tritt die Sprache des betreffenden Ritus hervor. So werden bei den Melchiten die Konsekrationsworte in griechischer und arabischer, bei den Syriern (Maroniten) in

syrischer Sprache, und zwar mehr oder weniger laut ausgesprochen. Die ganz feierlichen heiligen Messen sollen wohl durchaus in griechischer oder syrischer Sprache gefeiert werden.

Das kirchliche Leben und der religiöse Geist sind bei den Bekennern des syrischen und chaldäischen Ritus nicht so stark entwickelt wie bei den Melchiten, Maroniten und katholischen Armeniern, mit denen wir diese Abhandlung abschließen wollen.

### Die armenische Kirche des Patriarchates Cilicien.

Die nach dem hl. Gregor Ruffarewitsch, dem Armenierapostel, benannte armenisch-gregorianische Kirche ist schon seit dem 4. Jahrhundert von der griechischen Kirche unabhängig, und es ist schwer zu urteilen, ob ihr das mehr zum Nutzen oder zum Schaden gereicht hat. Die nach Cilicien ausgewanderten Armenier gründeten dort um 1080 ein eigenes Reich und unterstützten die Kreuzfahrer gegen die Mohammedaner.

Die Irrlehre des Eutiches hatte um 450 die Trennung des größeren Teiles der Armenier von der katholischen Kirche herbeigeführt. Mehrfach wurden Versuche zu einer Wiedervereinigung gemacht; eine dauernde Union eines großen Teiles der Einwohner von Cilicien mit der Mutterkirche kam jedoch erst unter Papst Benedikt XIV. zustande. Derselbe erkannte 1743 den von einigen katholisch gesinnten Bischöfen zu ihrem Metropoliten erwählten Erzbischof Abraham von Aleppo als Patriarchen von Armenien an und verlieh ihm gleichzeitig das Pallium. Papst Pius VIII. errichtete für die in Konstantinopel lebenden Armenier im Jahre 1830 einen erzbischöflich-primatialen Stuhl in Konstantinopel, welchen Papst Pius IX. im Jahre 1867 mit dem Patriarchenstuhl von Armenien vereinigte.

Der Titel blieb dem Patriarchen von Cilicien, als Residenz wurde aber ihm und seinen Nachfolgern Konstantinopel angewiesen. Dabei ist auch die Hierarchie der unierten armenischen Kirche geordnet worden. Ihre Gläubigen sind hauptsächlich in Kleinasien und Ägypten sesshaft. Zum Patriarchat gehören die Erzbistümer Mardin, Aleppo und Siwas, sowie die Bistümer Brussa, Angora, Kaisarie, Adana, Marasch, Malatia, Dscharpot, Diarbekr, Musch, Erzerum und Trapezunt. Trotz der großen Armeniergemetzeln von seiten der Türken in den Jahren 1895 und 1909 (zirka 100.000) sind sie heute noch verhältnismäßig zahlreich in den Gegenden östlich, nördlich und westlich vom Wansee. Diese Gemetzeln verdanken die Armenier aber auch — was man nicht vergessen darf — den Wühlereien und Umtrieben ihrer „freimaurerischen“ Stammesgenossen, welche sie nach ihrer Befreiung (?) vom türkischen „Joch“ unter dasjenige des Moskowitzers (Russen) bringen wollten, um sich auf diese Weise zu bereichern! Die katholischen Armenier jedoch, vor allem namentlich das niedere Volk, blieb auf Anraten ihres Patriarchen obigen politischen Umtrieben fern, weshalb ihnen die Türken, was man auch anerkennen muß, während jener Mezeleien sehr große Schonung angedeihen ließen. Traurig ist es, daß die Freimaurerei so sehr sich Eingang zu verschaffen wußte unter diesem, den Europäern am meisten nahestehenden Volke. Auch das ist ein Geschenk des schönen Frankreichs! Viele gebildete Katholiken gehören der Loge an oder sind wenigstens versucht von den schwindstüchtigen Pariser Kulturideen. So lieferten sie auch vor einigen Jahren das wenig erbauende Schauspiel, daß sie gegen ihren eigenen

Patriarchen vermittelt Regierungsgewalt vorgingen und ihn sozusagen auf die Straße setzten! Unterdessen ist aber dieser wieder zu Einfluß bei der Pforte gelangt, und die neuen Zeitereignisse haben auch hierin gesunden Wandel geschaffen. An Fähigkeiten übertreffen die Armenier alle anderen Morgenländer sowohl im Guten als auch im Schlimmen. Welch ein lohnendes Arbeitsfeld würde sich unter ihnen für die katholische Kirche in der Zukunft eröffnen! Für die Union der übrigen nicht-katholischen Armenier sind die *Unitoren* (armenische Dominikaner) und *Mechitaristen* tätig.

Ihre Bestrebungen zielen darauf hin, die ganze Nation der katholischen Kirche wieder zuzuführen. Große Erfolge hatten sie darin nicht, was schon die oben angekreideten Fehler und Mißstände nicht zuließen. Es wird noch viel Geduld von seiten der Mutterkirche und auch diplomatischer Künste bedürfen, bis das Götzenbild der „Laienregierung neben dem Patriarchen“ in kirchlichen Angelegenheiten aus ihren Köpfen verschwindet. Mit Einschuß ihrer Landsleute in Europa zählen die katholischen Armenier über 150.000 Seelen.

Auch ihrer harret eine große Aufgabe im Morgenlande. Ihre geistigen Eigenschaften befähigen das armenische Volk zu etwas Großem, zur ausschlaggebenden *Führerrolle*. Es fragt sich nur noch, ob es auch diese Aufgabe erkennt und erfafst, und wenn ja, ob es dann das dazu besonders geeignete Mittel, den *gelehrigen Anschluß* des ganzen Volkes an die katholische Kirche, frisch und großherzig anwendet! Weißt es dieses Mittel von der Hand, so wird es voraussichtlich immer eine Trabantenrolle zu spielen genötigt sein — und mit Armenien, für des-

sen Auferstehung die Herzen schlagen, ist es vorbei!

\* \* \*

Wir haben uns in dieser Reihe von Artikeln im Geiste mit der morgenländischen katholischen Kirche beschäftigt und uns dadurch mehr in der Liebe und Achtung unseren katholischen Mitbrüdern im Oriente genähert. Es war für die ganze katholische Kirche ein Schaden und für die morgenländischen Christen ein Unglück die Trennung im Glauben voneinander. Beide Teile hätten noch, jeder vom anderen, lernen können, der orientalische hätte aber die Festigkeit und die lateinische Kraft zu seiner sittlichen Hebung geradezu vonnöten gehabt. Er hat sich diese Wohlthat durch Anmaßung und Starrsinn verscherzt und ist seine eigenen Wege gegangen, aber nur zu seiner Erniedrigung und Schwäche. Er blieb am Stamme des Christentums ein — ich will nicht sagen verdorrter — aber gewiß ein verkümmertes und mißratener Zweig.

Unsere Liebe darf aber deshalb nicht abnehmen, ganz besonders gegen unsere schon katholischen Mitchristen im Morgenlande nicht. Wir dürfen uns ihnen nicht entfremden lassen, sondern müssen vielmehr eine rege Teilnahme an ihrem Wohl und Wehe zeigen. Bei der Beurteilung ihres besonderen kirchlichen Lebens dürfen wir nicht außeracht lassen, daß sie auf ihren Ritus nicht minder ein Recht haben als wir auf den unseren, den lateinischen.

Eine harte und große Zeit ist jetzt über das Morgen- und das Abendland gekommen, voll von noch unerforschlichen Ergebnissen. Mögen sich die Ahnungen der großen Päpste Leo XIII. und Pius X. verwirklichen!

## Zwei Beispiele von Besessenheit.

Daß die Besessenheit auch heute noch in heidnischen Ländern vorkommt, und zwar häufiger, als man vielfach annimmt, dafür bürgen uns die Berichte unserer Missionäre, die des öfteren mit eigenen Augen sich von der Richtigkeit und vom Vorhandensein dieser Erscheinung überzeugen konnten. Die nachstehend angeführten zwei Beispiele entnehmen wir dem Briefe eines Jesuiten-Missionärs, des Vater Rossi in Kiangnan (China):

Während des Maimonates, so schreibt er, beging man nicht weit von unserer Residenz zu Sutscheu in der Pagode der Königsschlange ein Fest zu Ehren des dort aufgestellten Gözen; ohne Zweifel ist die Verehrung der Schlange der Teufelsdienst in seiner ältesten Form. Während des Festes kam ein schwächliches, 16 Jahre zählendes Mädchen an der Pagode vorüber. Plötzlich fällt es in Ohnmacht, zerreißt seine Kleider, schlägt und verwünscht Vater und Mutter und hebt wie spielend einen Stein auf, den selbst die stärksten Männer kaum von der Stelle zu rücken vermochten. Zu Hause schlug es mit dem Rücken der Hand auf den schweren Tisch, daß dieser aus den Fugen ging. Mehrere Tage blieb es, ohne zu essen oder zu schlafen, in einem Zustand offener Besessenheit. Die bestürzten Eltern suchten Hilfe bei den Nachbarn. Ein Arzt jedoch, der vor nicht gar langer Zeit katholisch geworden war, riet ihnen, unsere Kirche zu besuchen und an Gott zu glauben. Der Rat wurde angenommen, und so wandte sich der Vater der Besessenen an mich und erzählte den Hergang der ganzen Sache. „Es gibt nur ein Heilmittel,“ antwortete ich, „aber es wirkt sicher, wenn diese Krankheit ein Werk des Teufels ist.“ — „Ich zaudere keinen Augenblick.“ —

„Dann glaube mit deiner ganzen Familie an Gott; aber merke es wohl, es bedarf eines festen Glaubens, ohne jeden Rückhalt: weder Gott noch den Teufel wirst du hintergehen. Sodann schaffe die Gözenbilder aus deinem Hause; hier ist Weihwasser und eine Medaille der allerjüngsten Jungfrau, die, wie du siehst, der Schlange, die ihr in eurer Pagode verehrt, den Kopf zertritt. Glaube also und die Heilung ist gewiß.“ — „Gut,“ erwiderte der Vater, „heute abends noch bringe ich Euch die Gözenbilder, an deren Platz das Bild der Jungfrau stehen soll.“ — Abends wartete ich vergeblich. Während nämlich der Mann mich aufsuchte, wurde ein Zauberer gerufen, der für den Lohn von 600 Sapeken allerlei Grimassen und Luftsprünge ausführte. Mir ließ man melden, die Bilder würden am nächsten Morgen kommen. Nur zu, dachte ich, immer der alte Betrug des Teufels; man schiebt es solange als möglich auf und am Ende richtet man doch nichts aus. Am anderen Morgen trat der Arzt sichtlich niedergeschlagen in mein Zimmer. „Es ist nichts zu machen, sie wollen nicht mehr.“ — „Besuche sie wenigstens noch einmal,“ ermunterte ich ihn, „und sage ihnen in meinem Auftrag, daß es keine andere Rettung für Leib und Seele ihres Kindes mehr gelbe. Lust du es nicht der Eltern wegen, dann tue es für das Seelenheil des Kindes, das gestern noch die heilige Taufe verlangte.“ Er eilte hin und brachte die Leute wirklich auf bessere Gedanken. Da sie nur zur Miete wohnten, gaben sie wenigstens alles her, was ihnen an abergläubischen Gegenständen gehörte. Darauf besprengte man das Haus mit Weihwasser, hing dem Mädchen die Medaille um und stellte eine Statue der Mutter Gottes an den Platz, welcher

der ehrenvollste zu sein schien. Sogleich war das Mädchen geheilt, nur verblieb ihm eine äußerste Schwäche. Am anderen Tage trug es der Vater zur Kirche, wo es überglücklich eine heilige Messe anhörte. Nach derselben setzte ich ihm die Glaubenswahrheiten auseinander, sowie die Pflicht, dem Teufelsdienste zu entsagen. — Im Laufe des Tages mußte ich nach Schanghai reisen. Bei meiner Rückkehr erkundigte ich mich nach der Kranken. „Sie ist vollkommen geheilt,“ entgegnete mir der Arzt, „und lernt mit ihrem Vater an den Gebeten. Weiterhin erzählte man, wie am zweiten Tage der Heilung sich oben im Gebälk eine Schlange zeigte. Als die Anwesenden sie töten wollten, ließ sie sich mitten in den Wohnraum fallen und verschwand, ohne daß sich jemand ihr Verschwinden zu erklären wußte. Die Nachbarn sind nicht wenig verwundert über diese Vorgänge. — Ich füge noch bei, was eine andere Frau, die ebenfalls Christin werden will, mir erzählte: „Ich bin Witwe; von meinen beiden Töchtern ist die eine an einen niederen Mandarin nach

Bon-si verheiratet. Sie hatten zwei Kinder, aber der Teufel fuhr in meine Tochter, und so hat der Mandarin sie mir zurückgeschickt. Sie sträubt sich gegen jegliche Kleidung, schlägt jedermann, zerbricht alles, enthält sich fast gänzlich der Nahrung und verrichtet Dinge, die weit über ihre Kräfte gehen. Nachts redet sie mit jemand, während man niemand gewahrt, bittet ihn, sie nicht zu schlagen, und beklagt sich über die Mißhandlungen, die sie erfährt. Als ich von der obenerwähnten Heilung vernahm, sagte ich: Auch ich will an Gott glauben, um die Heilung meiner Tochter zu erlangen.“ — „Gut,“ antwortete ich, „dann gebe ich dir ein Bild der Mutter Gottes und zwei Medaillen, eine für dich und eine für deine Tochter. Aber ist dein Gatte damit einverstanden?“ — „Er ist einverstanden und würde selbst gerne den Glauben annehmen.“ — „Nun, fassen wir Mut, wenn deine Tochter geheilt werden soll, dann heißt es beten.“ — Ich setze auf diese Bekehrung die besten Hoffnungen. Sie sehen, wie der Teufel, ohne es zu wollen, die Sache Christi fördert.“

## Wieviel Anhänger zählt der Mohammedanismus?

Die Zeitschrift „Die Welt des Islam“ (1914, 277) bringt nach dem „Moslem World“ eine Statistik des Mohammedanismus, die wegen der gegenwärtigen Verhältnisse größeres Interesse beansprucht. H. Ruzner stellt die Zahlen zusammen und schreibt: Für viele islamitische Länder waren bisher Zahlen angenommen worden, die gegenüber den weit sichereren und einwandfreieren Feststellungen nicht bestehen können. So waren für Marokko früher 6 bis 10 Millionen angesetzt, die Zahl ist nunmehr auf 3,200.000 gesunken. Die 3,500.000 Mohammedaner

von Darfur sanken auf 600.000, die 3,500.000 von Wadai auf 1,000.000. Die mohammedanische Gesamtbevölkerung der Welt wurde noch neuerdings vom arabischen Blatte „El-Moijad“ auf 270 Millionen geschätzt, Professor C. G. Becker schätzte sie auf 260 Millionen, M. Hartmann auf rund 224 Millionen, H. Wichmann in Justus Perthes' Handatlas auf 240 Millionen, Hubert Janssen auf 259 Millionen. Die neue Statistik dagegen erreicht nur eine Zahl von 201 Million. Fast die Hälfte dieser Mohammedaner steht unter englischer Herrschaft, nämlich

90 Millionen. 76,500.000 stehen unter der Herrschaft von anderen europäischen Kolonialmächten, und nur 34 Millionen leben unter mohammedanischen Herrschern, davon 13 Millionen in der Türkei. Das ottomanische „Kalifat“, wie es sich noch selbst nennt, herrscht also nur über 6½ Prozent der mohammedanischen Gesamtbevölkerung. Unter deutscher Herrschaft stehen 1,480.000 Mohammedaner: 700.000 in Ostafrika, 720.000 in Kamerun und 600.000 in Logo. Unter französischer Herrschaft stehen 15,300.000, unter holländischer 35,309.000, unter russischer 20 Millionen. England, Holland, Ruß-

land und Frankreich sind in der gegebenen Reihenfolge die bedeutendsten Kolonialmächte mit mohammedanischen Untertanen. Von diesen 201 Millionen Mohammedanern sind aber 60 Millionen nur dem Namen nach Mohammedaner, da ihre Religion heidnisch ist, mit einem gewissen Einschlag von Seelen- und Geisterglaube. Außerdem unterscheiden sich 10 Millionen Mohammedaner in Persien und Indien, die zur Schiitensecte gehören, in vielen wesentlichen Punkten vom eigentlichen Islam. Es bleiben also für den orthodoxen Islam nur 126 Millionen übrig.

## Unterhaltendes.

### Zamira.

(Fortsetzung und Schluß.)

Er kletterte den Stamm hinan, von Ast zu Ast, immer höher, bis zur dichtbelaubten Krone. Überall prangte reichliche Frucht, lockte ihn süße Labung an. Ganz entzückt über den Wohlgeschmack der Früchte, hatte der gelenkige Jüngling bereits eine Höhe von mehr als vierzig Fuß erklimmen; hier nun hielt er inne, setzte sich in den schwachen Ästen einigermaßen zurecht und ließ nun seine Augen frei herumsehauen. Da lag nun der ungeheure Wald wie ein unermessliches Meer vor seinen Blicken ausgebreht. Wie er so seine Augen über die unzähligen Baumkronen hin schweifen läßt, siehe, da gewahrte er in südlicher Richtung vor sich,

vielleicht kaum einige tausend Schritte entfernt, ein kleines, liebliches Tal mit kleinen zerstreuten Häusern, hingestreut auf grüne Wiesen und Fruchtfelder.

Die Entdeckung eines Goldlandes könnte wahrlich den geldgierigsten Menschen nicht so erfreuen, wie dieser Anblick Alfons entzückte. Seine Freude wäre mehr derjenigen zu vergleichen gewesen, die ein Schiffbrüchiger empfindet, der auf einem schwankenden Brette plötzlich auf einer festen Insel landet.

Alfons war seiner Gefühle nicht mehr Meister; laut jauchzte er, streckte die Hände nach dem schönen Giland hin aus, während Tränen der größten Wonne sei-

nen Augen entquollen und inniger Dank zum Herrn emporstieg, der ihn so sichtbar geleitet hatte.

Hurtig ging's nun den Baum herunter; auf dem Boden angelangt, verfolgte er eifrig die Richtung, in welcher das gesehene Dörflein lag. Kaum war er einige hundert Schritte weit gekommen, als plötzlich ein wilder Eber zähnefletschend und schraubend auf ihn losstürzte. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken.

Dieser Wechsel der größten Freude mit der äußersten Todesangst machte gleichsam sein Blut erstarren; er stand da wie festgebarrnt und ohne einen Gedanken fassen zu können, der ihm Rettung verheißen hätte. . . . Eine, zwei, drei Sekunden, und Alfons war erreicht . . ., mit einem Satz rannte ihn der Eber zu Boden. . . . Im gleichen Augenblick aber fielen zwei Schiffe in der Nähe, und getroffen taumelte auch die Bestie über den ohnmächtigen Jüngling hin.

Wie lange Alfons da im Blute gelegen, wissen wir nicht. Als er wieder zum Bewußtsein erwachte und seine Augen öffnete, standen zwei Wilde, mit Jagdgewehren bewaffnet, vor ihm, die eben beschäftigt waren, den getöteten Eber, den sie verfolgt hatten, von seinen Füßen wegzuwälzen, wodurch er nun von der Last völlig frei wurde.

Alfons blutete an einer Verwundung an der linken Achsel, wo ihn die Tatze des Ebers getroffen hatte.

Als er nun seine Augen aufschlug und sich halb aufrichtete, lachten die wilden Rothhäute höhnlisch auf.

„Zwei Eber in einem Fang!“ riefen die rohen Naturmenschen.

„Den einen essen wir,“ sagte der ältere, „und der andere gibt Siva ein Opfer für

die Ermordung unserer Brüder durch die Weißen.“

Alfons, der von Korban die Sprache der Wilden ein wenig gelernt hatte, verstand die Worte, nicht aber den geheimnisvollen Sinn derselben. Doch las er nichts Gutes aus den häßlichen Gesichtern der wilden Jäger. Er mußte nicht einmal recht, wie ihm geschah, und ließ demnach mit sich machen, was sie wollten.

Der eine der Wilden hieb ein Stück Fleisch vom Eber ab und band es ans Gewehr, der andere aber ergriff den unglücklichen Alfons und schleppte ihn fort. Nach zehn Minuten langten sie im Dörflein an, das wir, obwohl in einem halb zerstörten Zustande, doch immerhin als „Florida“ wiedererkennen.

Bei einer der nächsten Hütten angelangt, wurde ihm darin ein eigener Raum angewiesen. Man verband seine Wunde, die unbedeutend war, brachte ihm Nahrung und verschloß dann sein Gefängnis, damit er nicht entrinne.

Alfons fand das alles in der Ordnung. Er warf sich alsbald auf das ihm angewiesene Strohlager und schlief vor Ermattung ein. . . .

Als er erwachte, drang die Morgen-sonne durch die Ritzen der Hütte, draußen herrsche ein lautes, reges Treiben. Er hörte ein Murmeln und Gerede wie das einer kleinen Volksversammlung. Man öffnete die Thür seines Behälters, indes der Tumult vor der Hütte sich mehrte. . . . Alfons erhob sich von seinem Lager und trat ins Freie. Eine große Zahl Wilder war vor der Hütte versammelt, die ihn anglozten und dann in ein lautes Zischen ausbrachen, das ihm unheimlich durch die Seele fuhr.

Unvermerkt trat ein Wilder mit einem Strick von Stroh auf ihn zu und warf

ihm denselben mit Blitzesschnelle um den Hals.

„Was soll das?“ fragte Alfons ängstlich. „Weißt mir den Weg zur Heimat, mein Vater wird es euch vergelten.“

Die Wilden machten häßliche Gesichter und erhoben ein lautes Geschrei, ohne ihm eine Antwort zu geben.

Alfons wußte sich dieses rätselhafte Wesen und Tun der Wilden nicht zu deuten. Man führte ihn zu einer Baumgruppe hin, in deren Mitte sich ein schöner, freier Platz befand. Es war der ehemalige Promenadenplatz des Thomas Kozjunka. O, hätte Alfons es gewußt, daß da vor zehn Jahren auf derselben Stelle Korban gewandelt, daß dies der Platz sei, von dem er ihm soviel Unangenehmes erzählt hatte, und hätte er dabei die Größe der Gefahr erkannt, in welcher er schwebte, welche Gefühle würde das in seiner Seele hervorgerufen haben? Vor einem Baume stand wie auf einem Gerüst eine Art Bild, das aus einem groben Holzkloß geschnitzt war und Siva, den Weltzerstörer, den Gott der Rache, vorstellen sollte. Um denselben tanzten und hüpfen in wunderlichen Gebärden und Sprüngen eine Menge Wilder, Männer und Weiber, herum. Erst jetzt durchschauerte Alfons ein namenloser Schrecken. Er hatte von seinem Vater oft erzählen gehört, daß es noch Wilde gebe, die die Weißen, wie man die Europäer nannte, vielfach ihren Götzen opferten und nicht selten sogar auffspeisten.

Ihn schauderte vor diesem Gedanken, vor einer so entsetzlichen Todesart; totenblaß sank er auf seine Knie: „Mein Gott, mein Gott, rette mich!“

Soeben wurde ein anderer Weißer, ein schon bejahrter Mann, in den Kreis geführt, dem man außer dem Strick um den Hals noch beide Hände gebunden hatte.

„Führt die Weißen hieher!“ rief eine Stimme vom Götzenbilde her. Alfons, der noch immer auf den Knien lag, wurde am Stricke emporgezogen und fortgeschleppt. Vor dem häßlichen Holzkloße band man beide Weißen mit einem Stricke zusammen, und einer der Wilden — es war der ältere Jäger vom vorigen Tage — erhob sich auf einem etwas erhöhten Punkte und sprach: „Ihr alle wißt, wie grausam die Weißen sind; wie sie uns verderben, wo sie können. Erst kürzlich sind wieder mehrere unserer Brüder in ihre Hände gefallen und in harte Sklaverei abgeführt worden, der schreckbaren Greuel nicht zu gedenken, womit sie vor Jahren unsere Stämme zugrunde gerichtet haben. Dafür haben wir nun zwei Weiße gefangen. Siva, unser Gott, fordert Rache und dürstet nach ihrem Blute; darum sollen sie fallen als Sühne für unsere Brüder.“

„Man opfere sie!“ rief der wilde Haufe mit schrecklichem Gebrüll; „Siva fordert blutige Rache!“ Nun folgte tiefe Stille. Ein Wilder trat hervor und löste die Bande der zum Tode erschrockenen und zitternden Schlachtopfer. Der Tanz der Wilden hob wieder an, zuerst leise, dann immer bewegter, geräuschvoller und lärmender. Und während die Menge auf einmal in ein gellendes Loblied auf ihren Götzen ausbrach, näherte sich ein Wilder leise dem älteren Weißer mit einer gewaltigen Keule in der Hand. Sofort wurde alles lautlos still. Ein Wink des Häuptlings . . ., die Keule erhob sich und mit einem furchtbaren Schlage fiel sie rücklings auf das Haupt des Mannes nieder, der mit ruhiger Ergebung und betend auf den Knien lag. Mit einem lauten Schrei stürzte er zusammen. Ein Wilder sprang herbei und schnitt ihm mit einem Messer die Gurgel ab.

Der unbekannte Weißer war gestorben

wie ein Held. Keine, auch nicht die leiseste Klage war über seine Lippen gekommen; betend, ruhig und gottergeben erwartete er den Todesstreich.

Alfons sah diese Szene mit Entsetzen an, sein junges Leben sträubte sich gegen die Schrecken des Todes.

„Jesus, Maria, steht mir bei!“ betete er halb leise. Das schreckliche Bild des ermordeten Mannes, die Gewißheit eines gleichen Todes erfüllten ihn mit einem solchen Schauer, daß er zur Erde sank.

Da wurde alles still.

Nur der Tanz der Wilden begann wieder, zuerst ganz geräuschlos, dann immer schneller und lärmender. Und wiederum schlich rücklings ein Wilder, mit einer Keule bewaffnet, herbei, sich hinter Alfons aufstellend, der, die Hände vor den Augen und betend, auf den Knien lag.

Auf einmal zuckte Alfons auf, als fühle er schon den Todesstreich sich nahen; denn es fiel ihm eben der Gedanke ein, daß ge-

wiß eben jetzt, wie bei dem schon Erschlagenen, der Mörder herbeischleiche, weil der gleiche Tanz und das gleiche Spiel wieder begonnen hatte.

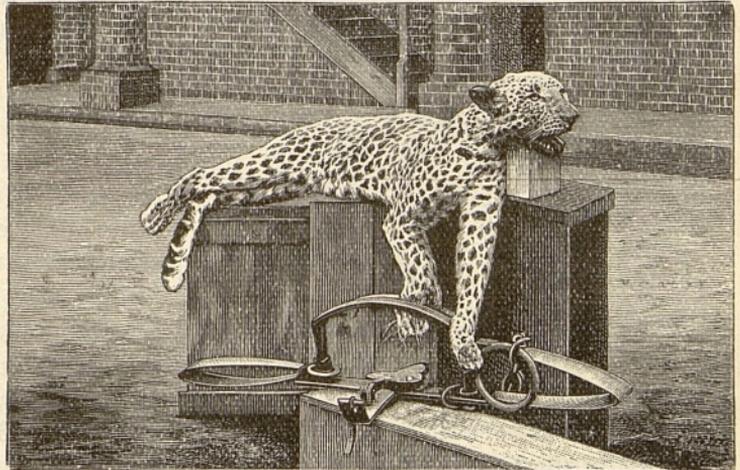
Da sprang er, gerade im Augenblick, als der Wink zum Schlage gegeben wurde, hastig von der Erde auf, hob die Hände über dem Kopfe zusammen und wandte sich blitzschnell gegen den Wilden um, der eben die Keule schwang. Ebenso schnell trat er zwei Schritte zurück. Diese Bewegung brachte den Wilden außer Fassung, und ein allgemeines Gemurmel ließ sich in der Menge hören, das bei den einen den Ausdruck des Staunens und der

Überraschung, bei anderen dagegen nur gesteigerte Wut hervorrief.

In diesem Augenblick drängte sich ein Jüngling durch die Menge; aus seinen Augen sprachen Besorgnis und Entsetzen; er arbeitete mit Händen und Füßen, um sich Bahn zu brechen bis zum inneren leeren Raum.

Der Wilde mit der Keule hatte sich indes wieder ermutigt und trat einen Schritt auf Alfons zu, hob die Waffe und war bereit, den tödlichen Streich zu führen.

Das Volk fing an, sich zu parteien, die



Ein in der Missionsstation, Brazaville (Abanghi, Kongogebiet) gefangener Panther.

einen aus Mitleid, die anderen aus ungefügtiger Rache; die Verwirrung wuchs.

„Halt, halt!“ schrie der Jüngling, der sich eben durch das Volk gedrängt hatte; „es ist mein Bruder.“ — Noch wenige Schritte, und Alfons lag in den Armen des rettenden Korban.

„Mein Gott, bist du es?“ das waren die einzigen Worte.

Diese Szene machte auf die Menge einen überraschenden Eindruck; es herrschte einen Augenblick tiefe Stille, dann aber fing der Unmut einiger Wilden wieder an laut zu werden, da deren Blutdurst noch nicht gestillt war.

„Reißt sie voneinander . . ., man soll uns nicht mehr täuschen!“ rief eine Stimme.

Korban richtete sich auf und sprach zum Volke gewendet: „Dieser Jüngling, den ihr töten wollt, ist mein Bruder, ist der Sohn des edlen Waltert, welcher nach dem Tode von Thomas Koziunka, meines Vaters, mich wie sein eigenes Kind aufnahm und erzog.“

„Was Korban euch sagt, ist wahr,“ nahm ein Weib das Wort; es war die alte, doch immer noch rüstige Netnoka, die als Häuptling den unglücklichen Krieg gegen die Weißen mitgemacht hatte. „Gebt euch zufrieden mit einem Opfer; der große Gott verlangt nicht das Blut derjenigen, die uns Gutes getan haben. Ihr hört, daß dieser Jüngling der Sohn eines Mannes ist, der einen unserer Stammesgenossen gerettet und wie sein eigenes Kind gehalten hat.“

„So soll er leben!“ erscholl es wie aus einem Munde.

Alfons war gerettet. Wir übergehen die Schilderung der Wonne, die beider Herzen durchströmte. Viel gab es nun zu fragen und zu erklären.

Aus den Mitteilungen Korbans und aus dem, was später offenbar wurde, ergab sich, daß Korban in jener Nacht, als ihn Alfons zur Flucht antrieb, zuerst den Weg nach Plymouth einhielt und von dort immer jene Richtung verfolgte, die der Heereszug der Wilden, dem er ja beigewohnt, genommen hatte; so war er nach mehreren Tagen glücklich in Florida angekommen.

Daß die Flucht in der Absicht Franzeskos lag, werden die Leser wohl schon längst vermutet haben; darum diese Vorkehrungen, wodurch dieselbe auf alle Weise angeregt und erleichtert worden war.

Nitar lag, als Korban das Haus verließ, im nahen Garten versteckt und verfolgte in der Nacht die Spur des Flüchtigen. Daher kam es denn auch, daß Nitar, der mit Alfons am Morgen früh den entflohenen Korban wieder auffuchen sollte, sich wohlweislich hütete, jenen Pfad einzuschlagen, den Korban genommen hatte. Es war ja auf das Verderben beider abgesehen.

Korban hatte indessen bei Netnoka, die sich nach der Heimkehr des Überrestes der Wilden in Florida niedergelassen hatte und das Haus des Thomas Koziunka bewohnte, gute Aufnahme gefunden, obgleich das Dorf in der ersten Wut der rachsüchtigen Wilden größtenteils zerstört worden war. Die Kirche war niedergedrückt und der fromme Pater Sigismund, der daheim geblieben, am zertrümmerten Altar ermordet worden.

Nur dem Zureden und den Ermahnungen Netnokas war es allmählich gelungen, daß die Überreste des Dorfes geschont wurden und daß einige hundert Wilde sich nach und nach in Florida ansiedelten und die Landwirtschaft, so gut es ging, fortsetzten.

In diesem halbzerstörten Zustande blieb Florida, bis es einige Jahre später an die Weißen kam. —

Die Rettung des Alfons war eine offene Fügung des Himmels. Korban wohnte bei Netnoka im Hause seines Vaters, von dem kaum einige hundert Schritte entfernt der Aufbruch des Volkes stattfand. Das Sonderbare dieser Erscheinung lockte auch Netnoka und Korban herbei.

Als Korban nun durch den Garten hinter dem Hause hinab und dem Platz zu eilte, wo die Mordscene stattfand, erhob sich Alfons eben vor dem Streiche des bedornten Keulenträgers; dadurch be-

merkte ihn der forschende Blick Korban, der bei der geringen Entfernung eine Ähnlichkeit des Schlachtopfers mit Alfons zu erkennen glaubte. Wenn auch nicht zur vollen Gewißheit gelangt, so war diese Vermutung schon Antrieb genug, mit allem Ungestüm der Liebe und Besorgnis durch die gaffende Menge zu dringen, um womöglich noch Hilfe zu bringen; dieselbe kam eben noch zu rechter Zeit.

Nachdem Korban und Alfons im Hause der Retnofa angelangt, ihre erlebten Schicksale einander eröffnet hatten, berieten sie nun, was sie für die Zukunft beginnen sollten.

Retnofa ging ihnen, soweit sie es verstand, wie eine gute Mutter an die Hand, so daß sie sich am Ende sogar dazu bereit erklärte, die vermeintlichen Brüder in die Heimat zurückzubegleiten, wo sich indes, infolge des scheinbar glücklichen Gelingens aller Pläne Franzeskos, wichtige Dinge vorbereiteteten.

### 18. Ist das möglich?

Es war am 30. September 1816, als Beata, in tiefe Trauer gehüllt, blaß und abgehärmt, auf dem Sofa ihres Zimmers saß. Neben ihr arbeitete Berta an ihrem Stuhlrahmen. Sie war bereits zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Ihr stilles, bescheidenes Wesen und die Anmut ihrer Züge waren ein lebendiges Abbild der Mutter. Allein auch in ihrem Herzen nagten Schmerz und Kummer.

Wie nach einem längeren Gespräch, das von tiefem Seelenleiden begleitet ist, ruhten die Hände der Mutter und Tochter einen Augenblick. Beata suchte sich zuerst wieder zu trösten, indem sie den weinenden Blick mit dem Ausdruck der Ergebung und des Gottvertrauens zum Himmel erhob, indes in Bertas Auge eine Träne

zitterte, die sie, um die Mutter zu schonen, so schnell als möglich verwich.

„Werden wir uns von diesem schrecklichen Bilde ab,“ hob nach einer Pause Beata an; „wenn er tot ist, wie Nikar und alle ausgefandten Leute glauben, so wird unser Schmerz ihn nicht wieder lebendig machen. Nach einer kurzen Spanne Zeit werden wir die beiden wiedersehen im Himmel.“ Es folgte abermals eine schmerzliche Pause. Man hätte es der Tochter wohl ansehen können, daß ihr noch etwas anderes auf dem Herzen lag; allein sie fand den Moment doch nicht ganz geeignet dafür, der Mutter Mitteilung zu machen.

Mutter und Tochter überließen sich noch eine Weile ihrem Schmerz im Andenken an Alfons und Korban, die man schon einige Wochen vergebens überall gesucht, aber nirgends gefunden hatte. Ein Taschentuch von Alfons, das blutig und zerrissen heimgebracht worden war, galt als Zeugnis seines Todes durch den Rachen eines wilden Tieres. Nikar hatte nicht ermangelt, das schreckliche Bild dieses martervollen Todes in grellen Farben darzustellen. Weil diese täuschende Mitteilung alle Wahrscheinlichkeit gewann, so legten die guten Frauen Trauer an, und es waren ihre Gespräche sehr oft dem Andenken der Vermißten gewidmet.

Den teilnehmendsten und liebeichsten Tröster spielte nun Franzesko. Seine Tätigkeit und Aufmerksamkeit überall im Hause und im Geschäft seines Herrn übertraf alles, was man von ihm erwarten konnte. Er hatte sich vollkommen unentbehrlich gemacht. Er tröstete, ermahnte und half überall.

Am meisten wandte sich jedoch seine Aufmerksamkeit und seine zärtliche Fürsorge der Berta zu. Immer deutlicher gab er zu verstehen, daß sie sein ganzes

Glück auf Erden ausmache, daß er ohne sie nicht mehr leben könne.

Berta war in Verlegenheit. Sie kannte in diesem Punkte die Ansicht der Mutter nicht, die es wirklich einsah, daß Franzesko gleichsam allen alles geworden war. Sie hätte sich entschließen können, Franzesko die Hand zu reichen und ihn damit in den Besitz eines großen Vermögens zu setzen, wenn dieses den Eltern erwünscht gewesen wäre.

Freilich hätte sie damit ein Opfer gebracht, denn sie liebte Franzesko nicht, konnte ihm aber immerhin eine freundschaftliche Zuneigung aus Achtung für seine Talente und seine Leistungen nicht verjagen.

Gern würde sie sich heute mit der Mutter über diese wichtige Lebensfrage beraten haben, weil sie damit Franzesko dem Geschäft zu erhalten glaubte, da derselbe immer mehr merken ließ, daß er sonst das Haus verlassen müsse; allein der gegenwärtige Moment so vielen und so herben Schmerzes war zu solchen Eröffnungen ganz und gar nicht geeignet. Das größte Hindernis indes bildete die Abwesenheit des Vaters, ohne dessen Willen sie auf keinen Fall eine Verbindung eingehen wollte.

Da, es war kurze Zeit nach dem Verluste des jungen Alfons, eilte eines Tages ein Amtsdienner der Stadtbehörde von Newport dem Hause Waltert's zu. Eine Magd meldete denselben bei Beata. Der Bote trat ein, entfaltete ein großes Schreiben, zwang sich zu einem schmerzlichen Lächeln und begann:

„Die Behörde hat gestern von Philadelphia aus Nachrichten über Herrn Lorenz Waltert erhalten, welche sie der Familie desselben mitteilen will.“

„Sie haben doch gute Nachrichten von unserem lieben Vater?“ riefen wie aus

einem Munde Beata und ihre Tochter.

Der arme Bote kam etwas außer Fassung, als er die zarten Frauen so gespannt und voll Erwartung sah, seinen Bericht anzuhören. Er versuchte darum, etwas zu lächeln, während er auf Worte sann, wie er die schreckliche Nachricht vom Tode Waltert's auf möglichst schonende Weise vorbringen konnte.

Dieses Zögern verdoppelte die peinliche Besorgnis der Frauen.

„Herr Walter . . .“ stotterte der Bote endlich, „ist laut einem Bericht der Regierung von Luzern in der Schweiz glücklich und gesund auf einem schönen Berge, der Rigi genannt, angekommen . . ., dort aber . . .“

„Um Gottes willen, was wollt Ihr sagen?“ unterbrach Berta den Zögernden. Berta sprang von ihrem Sitze auf, um der Mutter, welche einer Ohnmacht nahe war, beizustehen.

„Was ist geschehen? Laßt uns nicht länger auf der Folter,“ fuhr Berta fort.

Der Amtsdienner zitterte am ganzen Leibe; er fühlte, daß er nicht die geeignete Person war, eine solche Mission zu erfüllen. Doch nahm er sich zusammen und sagte im Ausdruck des teilnehmendsten Schmerzes:

„Ach, dort . . . auf dem Berge geschah . . . ein Unglück, . . . er stürzte, . . . er ist tot!“

Man denke sich die Wirkung dieser Worte. . . Schlag auf Schlag folgten Unglück und Todesberichte; zuerst Korban, dann Alfons, und endlich Waltert selbst — alle tot!

Mit einem Schrei, wie er nur aus einem brechenden Herzen kommt, sank Beata ohnmächtig in die Arme der Tochter, die unter der Wucht dieses furchtbaren Schlags selbst mit der letzten Kraft kämpfte.

Der Amtsdienner schrie um Hilfe. Die

Mägde stürzten herbei, und schnell hinterdrein auch Franzesko.

Als dieser die Gruppe der todesbleichen Frauen und auf dem Tische ein obrigkeitliches Schreiben mit schwarzem Siegel sah, da rief eine vorwurfsvolle Stimme in seinem Innern: „Das ist dein Werk!“

Beim Betrachten des namenlosen Unglücks, das er über diese gute Familie herbeigeführt hatte, und als Berta, die ohnmächtige Mutter in den Armen, mit einem furchtbar schmerzlichen Blick ihn ansah, da überkam Rührung den Bösewicht. Er liebte Berta wirklich — doch hatte die Habsucht alle edleren Gefühle in ihm ertötet. Der Anblick dieses Glends jedoch, der flehende Blick Bertas, die kaum mehr ihrer selbst bewußt war, alles dies rief noch einmal den letzten Funken einer menschlichen Empfindung in seinem Innern wach. . . ., eine Träne zitterte in seinem Auge. Möchte es keine Krokodilsträne sein!

In diesem Augenblick lebte Beata einen Augenblick wieder auf.

„Also tot ist er, mein Walthert tot!“ — und wieder schlossen sich ihr Mund und ihre Augen.

Beinahe sechs Monate waren seit der Botschaft von Waltherts Tode verfloßen. Beata hatte sich nach einer mehrwöchentlichen schweren Krankheit wieder erholt. Die Trauer um den geliebten Walthert trug sie aber stets noch in ihrem Herzen. Inzwischen hatte Franzesko seine Sorgfalt für Beata und ihre Tochter noch vermehrt, gleichsam, als möchte er den begangenen Frevel wieder gutmachen. Leider aber war nur die Habsucht die Triebfeder seiner Handlungsweise.

Da er glaubte, daß Berta ihm nicht gerade abgeneigt wäre, so wagte er es endlich, bei der Mutter selbst um deren Hand zu bitten. Beata, die ihre Tochter darüber erforscht hatte und bemerkte, daß sie mehr aus Willfährigkeit gegen die Mutter als aus Liebe zu Franzesko eine Verbindung einging, nahm die Bitte Franzeskos zwar nicht ungnädig auf, machte ihm sogar einige Hoffnung, erbat sich aber doch noch einige Bedenkzeit, um, wie sie sagte, auch Bertas Herz und Willen zu befragen.

Diese Bedenkzeit benützte sie ganz besonders dazu, sich mit ihrem alten Vater Lopez in Lowell über die Zukunft ihrer Tochter zu beraten. Sie sandte deshalb Rifkar mit einem Briefe an denselben. Da derselbe aber nicht zu der Zeit zurückkehrte, wo man ihn erwartete, so flößte dieser Umstand Beata sowohl wie auch Franzesko große Besorgnis ein. Über vierzehn Tage verfloßen, ohne daß eine Antwort von Lowell oder Rifkar selbst erschienen wäre.

Endlich langte ein Brief des alten Lopez an, aber mit solch lakonischem und geheimnisvollem Inhalte, daß niemand daraus so recht klar wurde. Auch war der Überbringer nicht Rifkar, sondern ein Diener des Lopez, der sich zudem eiligst und ohne irgendwelchen Aufschluß zu geben, wieder entfernt hatte. Der Brief lautete:

„Liebe Tochter!

Meine Hand zittert, darum mache ich es kurz. Vor allem freut es mich, daß Du Dich wieder wohl befindest nach so harten Weiden; dann bin ich auch bereit, den wärmsten Anteil an Deiner Berta Schicksal zu nehmen. Eine Vermählung wird stattfinden, wenn Du zufrieden bist. Ich möchte den Tag der Feier auf den heiligen Ostertag, die Auferstehung des Herrn, festsetzen, weil dann unfehlbar einige Gäste, worunter vielleicht ich selbst, sofern

Gott mein Alter schützt, dabei erscheinen werden. Du glaubst ja an die Auferstehung der Toten so gut als ich, und an einen Bergelker des Guten und des Bösen. Der heilige Ostertag wird geeignet sein, diesen Glauben zu stärken. Bereite die Feier auf das beste vor und hoffe auf den Herrn der Lebendigen und der Toten. Wenn aber Berta ihren Bräutigam noch am Altare verlieren sollte, erschrecke deshalb nicht. Halte Dich gefaßt! Am 16. April also um 10 Uhr vormittags wünschen wir, der Vermählung in der St. Josefs-Kirche in Newport beizuwohnen, vorher wirst Du uns nicht, dann aber vieles sehen, was Dein Herz erfreuen wird. Gott mit Euch!

Lowell, den 19. März 1817.

Fernandez Lopez."

Beata kannte zwar den Humor ihres Vaters, diesen Brief aber konnte sie nicht enträtseln, und doch regte er seltsame und oft sich gleichsam widersprechende Gefühle in ihrer Seele auf.

Ungefäumt wurde nun mit allem Fleiße zur Vorbereitung der Hochzeitsfeier geschritten.

Franzesko war selig im Vorgefühl des Besitzes so großer Reichthümer, die ihm Berta einbrachte; diese aber konnte nicht recht daran glauben: diese schnelle Entscheidung überraschte sie, und da ihr armes Herz dabei leer blieb, so empfand sie erst jetzt die Größe des Opfers, das sie bringen sollte. Sie weinte manche Träne im stillen und wollte den Trost nicht recht fassen, den die Mutter ihr mit den Worten gab: „Gott wird denen alles zum Besten wenden, die ihn lieben; nehmen wir an, was der Himmel über uns verfügt.“

In Lowell hatten sich inzwischen allerdings wichtige Dinge ereignet. Als Nikar mit dem Briefe Beatas eines

Abends spät in Lowell und im Hause des Lopez ankam, war er nicht wenig erstaunt, den totgeglaubten Waltert nebst Korban und Alfons — alle lebend — in heiterer Gesellschaft beisammen anzutreffen. Ja nicht bloß Staunen, sondern der äußerste Schrecken bemächtigte sich des Negers mit dem bösen Gewissen, so daß er beim Anblick seines „rechtmäßigen Herrn“ und dessen Kinder die Hände über dem Kopf zusammenschlug, auf die Knie niederfiel und ausrief: „Gott Siva ist gerecht und seine Strafe bleibt nicht aus!“

Alle waren erstaunt, die ihn sahen, noch mehr freilich die, welche ihn kannten.

„Ich will alles bekennen,“ schrie der Unglückliche, „nur schont mein Leben.“

Dieser Auftritt kam so unerwartet, daß er die Spannung der Gesellschaft hob, obwohl es niemand mehr ein Rätsel war, was der reuige Neger bekennen wollte. Korban hatte so viel Aufschluß über das Verhängnisvolle der jüngsten Tage gegeben, daß das teuflische Netz des Franzesko, welches er zum Verderben der Familie Waltert gesponnen, ziemlich genau durchschaut wurde. Die Verabredung desselben mit Nikar und der Eidschwur des letzteren im Garten waren durch Korban berichtet worden.

Was mehr als sein Bekenntnis alle Anwesenden, die niemand anders als die Familie Lopez mit Waltert, Korban und Alphons waren, interessierte, war die unerwartete Erscheinung des Negers.

Als derselbe ein wenig beruhigt war und von Waltert endlich um den Zweck seiner Sendung befragt wurde, zog er mit Hast den ihm von Beata an den alten Lopez adressirten Brief hervor, welcher der Gesellschaft abermals neues Licht über die Absichten Franzeskos gab. Die Folge davon war nun die lakonische Antwort des Lopez an Beata, welche im Einverständ-

nis mit Waltert durch einen Eilboten nach Newport gesandt wurde.

Am folgenden Tage erzählte Nikar die ganze Machination Franzeskos, soweit er sie kannte, die nun klar bewies, daß Franzesko es auf den Tod Korban und Alfons' abgesehen hatte, und daß derselbe, wie Selin dem Nikar vor der Abreise nach der Schweiz eingestanden hatte, auch das Verderben Walterts durch Selin bezweckte. Das Ende des bösen Spiels sollte nun die Vermählung mit Berta krönen.

Man schauderte mit Recht ob dieser unmenschlichen Bosheit des schlaun Heuchlers.

Der Leser wird wohl verstehen, wie sich Waltert, Korban und Alfons in Lowell trafen. Retnoka, die alte Anführerin der Wilden, hatte die beiden Letztern auf deren Verlangen nach Lowell begleitet, weil sie, wenn geradewegs nach Hause zurückkehrt, vielleicht einer neuen Intrige Franzeskos zum Opfer gefallen wären. Auf den Bericht derselben über das Vorgefallene hatte Lopez nicht gesäumt, verschiedene Briefe nach der Schweiz zu senden, womit er nach Waltert forschen und denselben bitten ließ, sofort zu seiner Familie zurückzukehren. Diese Kundschaft gelangte jedoch keineswegs zu den Ohren Walterts. Nachdem er, unbekannt mit der Treulosigkeit Selins, dessen vermeintlichen Tod auf dem Rigi betrauert, dann seine Eltern im Freiamte mit seinem Besuch unendlich erfreut und durch die reichlichsten Geschenke ihre letzten Tage vor aller Lebenssorge gesichert hatte, kehrte er mit aller Sehnsucht väterlicher Liebe wieder nach Amerika zurück.

Waltert war wenige Tage vor Nikar bei seinem Schwiegervater Lopez in Lowell angekommen, und, wie begreiflich, nicht bloß erstaunt, Korban und Alfons da zu

finden, sondern, nachdem er all die unsäglichen Leiden der Seinen erfahren, auch erfüllt mit der tiefsten Enttäuschung und dem bittersten Weh über die grenzenlose Bosheit und Treulosigkeit Franzeskos.

Als Alfons mit jugendlicher Begeisterung und mit den lebendigsten Farben schilderte, wie der bescheidene Korban ihm das Leben vor der Rache der Wilden gerettet, da blieb freilich kein Auge von Tränen leer, und alle stimmten mit Waltert in lauten Dank gegen Korban ein.

Dieser Triumph Korban's entzückte niemand mehr als Alfons, der mit aller Liebe an seinem vermeintlichen Bruder hing.

In Waltert aber wurde ein anderer Entschluß reif. Nach Erlaß des geheimnisvollen Briefes an Beata und nachdem bereits weitgehende Vorkehrungen getroffen worden, rief Waltert Korban zu sich, und nachdem er das unschuldige, engel-schöne Mädchen mit Wohlgefallen eine Weile betrachtet hatte, fing er an:

„Zamira, nun ist wohl die Zeit gekommen, wo du als Mädchen vor der Welt erscheinen und deinen ursprünglichen Namen wieder tragen darfst. Du hast jene Jahre erreicht, bis auf welche dein Vater das freilich etwas sonderbare, doch gewiß wohlgemeinte Gelübde getan hat, dein Geschlecht verborgen zu halten. Die Ereignisse voll Leiden und Gefahren, die dein ganzes bisheriges Leben begleiten, haben die heilige Vorsicht deines Vaters vollkommen gerechtfertigt. Nun aber möchte ich dich doch fragen, ob du über die Zukunft und die Wahl eines Standes schon nachgedacht hast und wohin etwa deine Entschlüsse gehen, damit ich als dein treue-sorgter Vater deinen künftigen Lebenspfad ebnen und denselben, soviel es in menschlicher Macht und Liebe steht, auch sichern kann.“

„Sei offen, Zamira,“ fuhr nach einer kurzen Pause Waltert wieder fort, da das Mädchen vor Überraschung kaum zu Worte kommen konnte; „ich will dich halten wie mein Kind.“

„Vater,“ erwiderte Zamira, „Ihre Güte übersteigt alle meine Begriffe“ . . .

„Nicht doch, liebes Kind,“ unterbrach sie Waltert, „reden wir nicht davon, du hast mir mehr als vergolten.“

„Ja, wenn Sie es wollen,“ begann Zamira, „so gestehe ich, daß ich schon oft mit einiger Besorgnis an eine Änderung meiner Lage dachte, und daß die jüngsten Ereignisse es vorzüglich sind, die mich zu dem Entschlusse bestimmten, in einem Kloster mein ganzes Leben Gott meinem Heiland zu widmen.“

„Hast du diesen Lebensplan aber auch wohl erwogen?“ bemerkte Waltert etwas überrascht. „Hast du die hohe Bedeutung dieses Berufes erfaßt, und glaubst du nicht, daß irgendeine leise Erinnerung dich an das Leben in der Welt zurückzieht, von dem du auf immer Abschied nehmen willst? . . . Prüfe dich wohl . . . Verhüllt dein Inneres einen Wunsch, dessen Erfüllung du dem Klosterleben vorziehen würdest? . . . Ich achte den geistlichen Stand in seiner wahrhaft göttlichen Bedeutung über alle gewöhnlichen Lebensverhältnisse, . . . dem Menschen ist ja nur eine hohe Bestimmung gegeben: Gott zu lieben, ihm zu dienen und dadurch selig zu werden . . . Doch soll die Wohl dieses Standes ein Ruf Gottes, eine Wahl sein, die aus rein geistigen Beweggründen hervorgeht . . . Schon mancher, der ins Kloster getreten, hätte besser getan, einen weltlichen Stand zu wählen, und umgekehrt. Jeder prüfe sich wohl, wozu ihm Befähigung und innerer Antrieb geworden, und wähle mit Vorsicht vor Gott. Die Ehe ist ein heiliges Sakrament, wie die Priester-

weihe, beide von Gott eingesetzt. Im Ehe wie im Priesterstande kann die Seligkeit erlangt werden; ich werde deinen Entschluß ehren und alles anwenden, was mir zu Gebote steht, um deinen Beruf der Vollkommenheit entgegenzuführen . . . Es wird dich zwar schmerzen, uns alle zu verlassen, doch um Gottes willen ist kein Opfer zu groß. Er hat sich ja zuvor für uns geopfert. . . Doch möchte ich nochmals fragen,“ fuhr er langsam fort, „lebt keine andere Neigung in deiner Seele, an die ich und Alfons — aus Liebe und Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens — dir . . .“

Waltert brach die letzten Worte ab, suchte in ihrem Auge zu lesen und schwieg eine Weile. Bei einem Worte sah er sie erröten, ihre Hand zitterte und eine Träne stahl sich aus ihrem Auge. . . .

„Schon genug,“ hob Waltert wieder an, „lassen wir es für heute, bete und denke darüber nach, Gott wird alles zu deinem Heile lenken. Ich werde indes deinen innersten Entschluß heilig achten und auch zu erfüllen suchen.“ Mit diesen Worten entließ er sie.

Viel leichter als die schüchterne Zamira erforschte Waltert die Herzensstimmung seines Sohnes Alfons. — Zwei Tage nach der Unterredung mit Zamira war dieselbe in Lowell plötzlich verschwunden. Alfons fragte, da er sie einen Tag nicht sah, den Vater, warum Korban heute sich gar nicht blicken lasse.

„Korban,“ antwortete Waltert gleichgültig, „ist nach Newport verreist, um dort in ein Kloster zu treten. Er hat Neigung für den Klosterstand; wir wollen sehen, wie ihm das Klosterleben zusagt.“

„Korban ins . . . Kloster?“ stotterte Alfons tödlich erschrocken.

Nachdem Waltert ihn eine Weile betrachtete hatte, um namentlich zu erfor-

sehen, ob sein Sohn über das Geheimnis Korban's noch im Unklaren sei, begann er wieder: „Du wirst ihn doch nicht hindern wollen, seinem Berufe zu folgen?“ . . .

„Mein Gott, was kann ich?“ erwiderte Alfons; „erlaubt mir nur, Vater, daß ich mit Korban ins Kloster gehen kann; er ist ja so gut . . . mein Bruder . . . ohne ihn, der mir das Leben gerettet, habe ich keine Freude am Leben.“

„Ha, es scheint, du liebst ihn mehr als dich selbst . . . doch soviel hast du wohl erfahren, daß Korban für Handelsgeschäfte wie für schwere Arbeiten nicht taugt, er ist ja so zart wie ein Mädchen und — paßt darum am besten in ein Kloster.“

„Gott hat uns aber doch,“ bemerkte Alfons, „mit so viel Glück gesegnet, daß Korban mit uns leben kann, ohne die schwersten Arbeiten verrichten zu müssen.“

Waltert wußte nun genug. Das offene Wesen seines Sohnes blieb sich gleich . . .

Wie in Lowell, so schienen sich auch in Newport mit den festlichen Zubereitungen auf den 16. April seltsame Geheimnisse zu vermischen und zu vermehren.

Eines Tages während dieser Zeit der Hoffnung ließ sich der Beichtvater vom Nonnenkloster des heiligen Josef in Newport zu einem Besuch bei Beata melden. Aus seinem freudestrahlenden Auge schienen eine Masse von Rätseln und Geheimnissen sich verraten zu wollen, die jedoch der sanfte Ernst seiner Haltung wieder zurückdrängte. Seine Sprache nahm den Ton des reinsten Wohlwollens an, alles aber war abgemessen, kein Wörtlein zu viel und keines zu wenig. Bald gewann es den Anschein, als wolle er etwas Wichtiges sagen, dann waren es aber nur wieder Trostworte, liebevolle Ermahnungen zur Geduld — Gott werde alles zum Besten lenken. Als er aber endlich zu versterben gab, daß der totgeglaubte und schon

so lange vermißte Korban gefunden sei, daß er noch lebe und daß er, weil nun nicht ein Jüngling, sondern ein Mädchen — bereits im Frauenkloster zu St. Josef sich befinde, da brach das Staunen der Mutter in laute Bewunderung aus. Ja, sie fing sogar für das Leben ihres Sohnes zu hoffen an.

„Über wie kommt denn dies?“ rief sie freudig ergriffen.

„Das ist eben eine Fügung Gottes; wer will Gottes Wege erforschen, wer seine Geheimnisse durchschauen?“ erwiderte der fromme Vater, indem eine Träne in seinem Auge sichtbar wurde.

In diesem Augenblicke trat Berta im strahlenden Hochzeitleide ins Zimmer, um den Anzug vor der Mutter zu probieren. Ihre Wangen aber waren blaß und die Augen rot vom Weinen; sie vermochte die innere Traurigkeit nicht zu verbergen, so sehr sie es versuchte. — Wie erschraf sie aber, als sie den Vater im Zimmer erblickte! Sie hatte von seinem Besuche nichts gewußt. Deshalb wollte sie sich auch schnell wieder entfernen, während ein flüchtiges Schamrot ihre Wangen überzog.

„Bleib nur, liebe Berta,“ sprach die Mutter, und eilte der Tochter entgegen. „Du hast dich vor dem Vater nicht zu fürchten. Denke dir, welche Botschaft er uns bringt. Korban lebt noch und befindet sich im nahen Kloster zu St. Josef.“

Berta vergaß ihr Hochzeitleid — freudig schlug sie die Hände zusammen und rief: „Er lebt noch? Gott sei gelobt! Aber,“ setzte sie leise hinzu, „keine Nachricht von Alfons?“

„Auch Alfons wird sich finden,“ entschlüpfte nun dem entzückten Vater das Wort.

In den lauten Jubel aber mischte sich abermals ein leises Ach! von Beata — „D könnte doch auch Waltert an unserer

Freude teilnehmen!" Die guten Frauen hielten sich wonnig umschlungen — und der Pater war so ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. . . Endlich jagte er: „Gott wird ja alles zum Besten lenken . . . , doch laßt mich . . . Ich nehme teil an eurer Freude, an eurem Schmerz . . . Seid getrost . . . Es ist genug . . . Gott wird zur rechten Zeit alles offenbaren . . .“

„Ja, richtig,“ fügte der Pater, wieder etwas gesammelt und zu Berta gewendet, hinzu: „Ihr schönes Kleid, das wohl schon das Hochzeittkleid sein wird, erinnert mich an einen Auftrag, den ich halb vergessen hätte . . . Fernandez Lopez läßt Sie durch mich ersuchen, es nicht zu verschmähen, mit Franzesko am Hochzeitstage, den 16. April, in der Kirche zu St. Josef zu erscheinen, aber auch nicht zu erschrecken, wenn er nicht mit Ihnen zurückkehren sollte . . . Es kann ja leicht ein Unfall begegnen . . . Wollen Sie sich auch nicht schämen, wenn dieser Tag und euer Erscheinen der Tugend reichen Lohn und dem Laster gerechte Strafe bereiten soll . . . Es ist dies der Wunsch eures Großvaters — der bis dahin aber Franzesko ein Geheimnis bleiben müsse . . .“

Weiter konnte der gute Pater nicht reden. Er blickte dankbar zum Himmel, schüttelte den Frauen gerührt und treuherzig die Hand und entfernte sich mit den Worten: „Seid guten Mutes — auf ein frohes Wiedersehen bei St. Josef!“ —

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. — —

Die neue, im byzantinischen Stil gebaute Klosterkirche zu St. Josef war eine der besuchtesten in Newport, weil namentlich der liebliche Chorgesang der Klosterfrauen die Stadtbewohner anzog. Da Newport selbst noch im Werden begriffen war, und da erst eine neue größere Pfarr-

kirche gebaut wurde, so mußte das Gotteshaus zu St. Josef einstweilen auch zur Spendung der heiligen Sacramente der Taufe, der Buße und der Ehe benutzt werden.

Der Chor der Schwestern war durch ein hohes Eisengitter vom Schiff der Kirche abgeschlossen, das überdies gewöhnlich durch einen roten Vorhang den Blick ins innere Heiligtum verschloß.

Außer dem Gitter stand aber ein Altar, auf welchem die Statue der Gottesmutter Maria eine besondere Zierde bildete.

Rechts bei diesem Altar erhob sich der Taufstein.

Bei Hochzeiten hatten die Brautleute, danieliger Übung gemäß, vor der Einsegnung durch den Priester vor dem erwähnten Muttergottesbilde ihre Andacht, als Vorbereitung zum Antritt des hochwichtigen Standes, zu verrichten, und erst dann öffnete sich der Vorhang nebst dem Eisengitter, worauf am Hochaltar die Vermählung vor sich ging.

Rechts bei dem Hochaltar war der Eingang in den inneren Klosterraum, links die Sakristei.

Die Sonne des 16. April begrüßte die Erde mit einem herrlichen Frühlingstage. In der Stadt hatten sich wundersame Gerüchte über die Hochzeit Franzeskos verbreitet, weshalb sich alles nach der St. Josefskirche hindrängte, welche in ungewohntem Schmucke prangte. Das unerklärbare Verschwinden Korhans und Alfons' und der Tod Walterts und darauf eine Hochzeit mit der Tochter war die Veranlassung zu vielen Vermutungen unter dem Volke von Newport. Es schlug eben die zehnte Stunde, als Franzesko an der Seite der holden Berta die Kirche betrat. Sein Gang und seine Haltung waren die eines großen Guts- und Fabrikbesizers und eines reichen Handelsherrn; als sol-

der träumte sich der Glückliche mit allem Recht. Berta wagte nicht aufzublicken. Aller Augen waren auf das reichgezierte Paar gerichtet.

Am Muttergottesaltar angelangt, sanken beide an den Stufen desselben auf die Knie nieder zum üblichen Gebet. Schon hatten sie fünf Minuten darin verharret, und noch wollte das Eisengitter sich nicht öffnen. Franzesko ließ nicht undeutlich einen Anflug vornehmen Zornes blicken, daß man ihn so ungebührlich lange beten lasse. Berta aber schwebte in unsäglicher Angst. Sie hoffte da Erlösung vom Liebesbände Franzeskos, und sie wollte nicht kommen. Sie erhob flehend ihren Blick zum heiligen Marienbilde und gelobte der hehren Königin der Jungfrauen aus tiefstem Herzen, nur Christus als ihren Bräutigam anzuerkennen und sofort in ein Kloster zu treten, wenn ihre Hand frei bleiben würde.

Jetzt begann auf einmal der Chorgesang der Klosterfrauen, zuerst leise wie ein sanftes Säuseln des Zephyrs aus fernem himmlischen Regionen, und dann stärker bis zum lieblichsten Wohlklänge. Gleichzeitig öffnete sich der Vorhang mit dem Eisengitter und offen stand der geschmückte Chor zum Eintritt der Brautleute. Schnell erhob sich Franzesko, zögernd dagegen und tieferschüttert die zaghafte Berta. Da sich Franzesko jedoch nach dem Gange der Braut richten mußte, so wurden die drei Stufen nur langsam erstiegen.

In diesem Augenblick und wie auf einen Wink öffneten sich die beiden Türen, die einerseits in die Sakristei und andererseits in den Klosterraum führten; rechts erschienen der Pater im Chorgewande, die ehrwürdige Priorin des Klosters und in ihrer Mitte — eine Jungfrau von unbeschreiblicher Anmut und Schönheit, deren

weißes Kleid, mit blauen Lilien bedeckt, ihren Reiz noch erhöhte.

Gleichzeitig traten aus der Sakristei — Waltert und Alfons. Lautlose Stille herrschte —, Staunen und Bewunderung bewegten die Herzen der überraschten Menge bei dem seltsamen Erscheinen dieser Personen.

„Sieh dort deine Braut!“ sagte Waltert zu seinem Sohne, „sofern sie sich nicht vor dir ins Kloster flüchtet.“

Alfons blickte die Liebliche an. „Korban!“ stotterte er. . . . Allein nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Sein Herz klopfte als hämmerten Schmiede darin; seine Augen strahlten, seine Umgebung vergessend, sah er nur eine, sah er nur seinen Korban — als Jungfrau, und schnell vortretend streckte er beide Hände Zamira entgegen, die mitten vor dem Hochaltar ihm nahegekommen war. Doch plötzlich fielen ihm die Worte des Vaters ein: „sofern sie sich nicht vor dir ins Kloster flüchtet!“ . . . Er will ihre Hand wieder sinken lassen; wie ein flüchtiger Hauch treibt die Blässe die Rosen von seinen Wangen weg, als Zamira noch zögert, die Hand der Priorin aufzugeben, die sie noch festhält. Ein Blick sagt viel. . . . Sie liest in Alfons' Augen, was nur sie versteht. . . . Noch ein Blick zum Altar, dann auf Waltert. . . . ein sanftes Erröten. . . . und langsam, wie von einem unsichtbaren Bande angezogen, erhebt sich ihre Rechte aus der Hand der Priorin und legt sich in jene Alfons' nieder. „Ist das möglich?“ flüsterte der Entzückte, und wie von einem Gedanken des reinsten Hochgefühles und der Entzückung durchdrungen, nur eine Seele voll Reinheit und Unschuld vor Gott, sanken beide unwillkürlich an den Stufen des Altars auf die Knie nieder.

Dieser Szene sah auf der ansteigenden Treppe des Chores Franzesko zu, wie fest-

gebannt, blässer als ein Leichentuch, vernichtet bis in das tiefste Innere. Ein Schauer wie auf ein Todesurteil durchzog seine Glieder . . . , indes Beata, WALTER und Berta sich in die Arme flogen, während die Menge den innigsten Anteil am Glück der sich wieder Gefundenen nahm.

Noch einmal faßte sich Franzesco, kehrte dem Chor den Rücken und drängte sich hastig durch das Volk nach der Tür. Allein dort wurde er von vier Polizeidienern im Namen der Gerechtigkeit empfangen und sofort ins Gefängnis abgeführt.

(Schluß.)

## Einige Sprichwörter der Neger.

Daß auch die wilden Völker des fernen Afrikas ihre Lebensweisheit in schöne Sprüche zu fassen verstehen, mag man den nachstehenden Proben entnehmen: „Wenn du Gift legst, berührt etwas davon auch deinen eigenen Mund.“ (Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.) „Wenn du zu zupfen verstehst, so zupfe deine eigenen Haare aus.“ (Rehre vor deiner Tür!) „Die Tochter einer Krabbe (Seespinne) gebiert keinen Vogel.“ (Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.) „Das Chamäleon sagt: Gilen ist gut und weilen ist gut.“ (Alles zu seiner Zeit.) „Wessen Augen schon rot sind (vor Zorn), dem schlägt man nicht darauf.“ (Man gießt nicht Öl ins Feuer.) „Wenn man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab.“ (Man verkauft die Haut nicht, bevor man den Bären hat.) „Asche fliegt stets auf den zurück, der sie wirft.“ (Eine Verleumdung trifft den Verleumder.) „Die Zeit mag

lange währen; aber eine Lüge wird dennoch an den Tag kommen.“ „Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras; gute dagegen sind teuer als ein Auge.“ „Irger nimmt Pfeile aus dem Köcher, gute Worte aber Kokosmilch aus dem Sack.“ „Ein undankbarer Gast gleicht dem Unterkiefer, der am Abend vom Oberkiefer abfällt, wenn der Leib am Morgen stirbt.“ „Wir gehen bei unserem Freunde zu Gast, weil er uns lieb ist, nicht weil wir zu Hause nicht genug haben.“ „Wenn dich ein Blinder schilt, werde nicht ärgerlich.“ (Zürne nicht bei unvernünftigem Tadel.) „Wer nichts von dir annimmt, liebt dich nicht.“ „Einen wahren Freund halte mit beiden Händen.“ „Ein guter Sklave ist noch nicht soviel wert als ein träger Sohn.“ „Wer keine Mutter mehr hat, den rafft Leid hinweg.“ „Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel.“ — Sind das nicht wahre Goldkörner aus dem dunklen Erdschutt!



Wallfahrten in der Kriegszeit" von Wörndle, "Die Steinfrauen am Kettenstein" von Holzinger, "Das Geheimnis von La Salette", "Sprachgeschichtliche Plaudereien", "Lebensskizzen" von Professor Conrado Ferrini, "Von der hl. Brigitta von Schweden" und "Franz von Assisi", ferner eine Reihe gebiegener Erzählungen, eine Kriegsrundschau, Gedichte, Dombaubilder usw.

Auch die Kinderzeitschrift "**Kleines Ave Maria**" bietet um den billigen Preis von 1 Krone jährlich in ihren reich illustrierten Monatsheften den 35.000 Abonnenten außerordentlich viel und ist eine der beliebtesten katholischen Kinderzeitschriften.

**Im Dienste der Verwundeten auf dem westlichen Schlachtfelde**, so betitelt sich das 10. Bändchen der "Blüten und Früchte" vom heimatischen und auswärtigen Missionar. Der Herausgeber, P. Stephan Dillmann, erzählt hier in fesselnder Weise seine Erlebnisse als freiwilliger Sanitäter auf der Reise nach Frankreich, im Kriegslazarett, in der Etappe und im Argonnenwald. Die Schrecken des Krieges, aber auch Bilder hingebender Liebe und rührender Barmherzigkeit sind in diesen Erlebnissen festgehalten und glühende Vaterlandsliebe weht aus allen Kapiteln. Elegant kartonniert kostet das Heft nur 30 Pfennig. Für die Lazarette und an die Front, erst recht aber für die Daheimgebliebenen ist es eine willkommene Gabe. Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei Fulda.

Die Frauen sollen jetzt im Krieg nach einer Zeitschrift greifen, die ihnen besonders viel Trost, gute Ratschläge und Aufmunterung bietet. Es ist die illustrierte **Frauenzeitschrift „Elisabethblatt“** (Presseverein Linz, jährlich 12 Hefte, 2 Kronen 24 Heller) Heft 8, 9 und 10 liegen uns zur Besprechung vor. Sie bringen einen sehr interessanten Inhalt: "Die Verstümmelung unserer Taufnamen" von P., "Berufswahl" von M., "Gesellschaftliche Hilfsarbeit" von Elisabeth Dücker, "Selbentum" von H. B., ferner die interessante Reisebeschreibung "In der Sonne des Südens" von Anna Esser, "Gabsburgs Töchter" von Hermine Proschko, "Eine Heldenmagd Tirols" (Das Mädchen von Spinges,

mit Bild), "Kreuz und Lorbeer", "Ein Blatt aus der Kunstgeschichte" von Proschko, die Erzählung "Schlichte Heldinnen des Vaterlands" von Krafft, "Die Frau im Berufsleben", "Abhandlungen des ärztlichen Mitarbeiters über die Pilze", "Die Entfettungstür", "Die schlechte Wirkung des Krieges auf Herz, Nerven und Verdauungsorgane", Kriegsbilder für unsere Frauen, die Erzählung "Großvater Klucka", in jedem Heft die interessante Welt-rundschau, der sehr reichhaltige Mode-, Hand-arbeits- und Wäscheteil, die Rubriken "Für Haus und Hof", "Praktische Hausfrau", "Für die Einsiebezzeit", "Gesundheitspflege im Kriegszeit", "Juridische Auskunftstelle" und die von sehr vielen Abonnenten mit großem Dank in Anspruch genommene ärztliche Auskunftstelle. Das Blatt kann noch immer abonniert werden.

**Benzigers Marienkalendar für das Jahr 1916.** 24. Jahrgang. In mehrfarbigem Umschlag. Mit Farbendruck, Titelbild, über 100 Illustrationen, worunter 4 Vollbilder, zweifarbigem Kalendarium, Wandkalendar, Märkteverzeichniss, Preisrebus. 120 Seiten, 40. Preis per Exemplar 50 Pfennig = 66 Heller = 60 Cents — Verlagsanstalt Benziger und Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elß. Der diesjährige Kalender ist vorab gehalten voll. Gesunde, kernige Gedanken, erschütternde Szenen voll Schönheit und Spannung bieten seine Erzählungen "Der gute Ruf", "Der alte Trierstholzer" und "Severus, der Sohn des Befehlers". Abwechslung stärkt den Appetit auch bei der Lesekost. Interessante Geschichtsnotizen über berühmte Wallfahrtsstätten wechseln hier mit sachkundigen kulturgeschichtlichen Schilderungen und formichönen Gedichten. Zeitgemäß ist der Kalender heuer in verstärktem Maße. Die Not der Zeit findet in ihm ein lautes Echo, bald in tröstlichem Sinne wie in den Artikeln über "Maria und der Krieg" und die Päpste Pius X. und Benedikt XV., bald in belehrender Art wie in der sehr lezenswerten Jahresrundschau. Auch der vorzügliche Bildschmuck empfiehlt ihn als wertvolles Familienbuch bestens.

**Den Abonnenten der Studentenkreise wird außerordentliche Preisermäßigung gewährt.**

**Klöstern und Instituten**  
empfehlen wir für ihren Bedarf an  
**Reis, Kaffee und Hülsenfrüchten**  
die Firma  
**Foi. Janauschek, Wien III**  
:: Großmarkthalle ::

**Durch Sand, Sumpf und Wald**  
**Missionsreisen in Zentral-Afrika.**  
Von Franz Xaver Geyer, Titularbischof von Trocmada u. Apost. Vikar v. Zentral-Afrika.  
Im Selbstverlage des Verfassers, Adresse:  
Missionshaus Milland bei Brigen, Tirol.  
Preis Mk. 8.50 (10 K) mit Postversendung.

# !! Wichtig für Missionsfreunde !!

## Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst.

Von

**P. Jos. Ohrwalder.**

Da von verschiedenen Seiten Nachfragen wegen des Werkes des allzu früh verstorbenen hochw. P. Jos. Ohrwalder an uns gerichtet wurden, haben wir uns bemüht, die noch erhältlichen wenigen Exemplare zu erwerben. Dank dem Entgegenkommen, das wir gefunden, sind wir in der Lage, eine beschränkte Anzahl dieses höchst interessanten Buches zu ermäßigten Preisen abzugeben. Gebunden in Ganzleinen statt K 6.40 (Mk. 5.50) K 5.— (Mk. 4.30); ungebunden statt K 5.— (Mk. 4.30) K 3.50 (Mk. 3.—).

Erhältlich nur noch im

„Missionshaus Milland“ bei Brixen (Tirol).

## Niemand versäume den Beitritt und die rechtzeitige Anmeldung in die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt (Kärnten).

\* \* \* \* \*

\* \* \* \* \*

Die 21. Jahresgabe ist bereits für das Jahr 1916 erschienen und enthält folgende Bücher:

1. **Bunte Bilder aus dem Reiche der Technik.** Ein auch für den kleinsten Mann wertvolles, durch und durch praktisches Buch eines gewiegten Fachmannes.
2. **Die heilige Schrift.** 6. Lieferung.
3. **Bunte Geschichten.** Enthält Geschichten und Bilder von dem jetzigen Kriege.
4. Ein „**Herz-Jesu-Gebetbuch**“. Wird infolge seiner Belehrung und seines reichhaltigen Gebetsteiles allen Mitgliedern besondere Freude machen.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1916.**

Außerdem können bezogen werden:

6. **Der Roman: „Marienritter“** von Felix Rabor. 60 Heller.
7. **Quer durch Nordamerika.** Reiseschilderungen. 60 Heller.

Bei beiden Gaben kann das 6. oder 7. Buch (Brochürt) auch an Stelle des gewöhnlichen Gebetbuches gewählt werden.

Jede Jahresgabe zu fünf Büchern, das Gebetbuch gebunden, kostet 2 Kronen 40 Heller, das Postporto für die postfreie Zusendung einschließlich der Verpackung 60 Heller. Name, Adresse und Postort sind recht deutlich zu schreiben.

Ist bereits ein Sammler-Mandat für die Bücherbruderschaft im Bestellorte anwesend, so ist es empfehlenswert, sich bei diesem zu melden, ansonst bestelle man einzeln oder trachtet, selbst eine größere Gruppe von Bestellern zusammenzubringen.

Auch die 20. Jahresgabe ist noch zu haben — sie enthält folgende Bücher:

1. **Die französische Revolution.** Von Franz Jach.
2. **Die heilige Schrift.** 5. Lieferung.
3. **Bunte Geschichten.**
4. **Beten und Leben.** Gebet- und Betrachtungsbuch von P. W. Lerch.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1915.**  
Außerdem können noch bezogen werden:
6. „**Des Nächsten Gut**“ und „**Auf getrennten Wegen**“. Zwei ergreifende Erzählungen in einem Bande. 60 Heller.
7. **Über Erziehung und Umgang mit Kindern.** 60 Heller.

### Unentbehrlich für jedes Mitglied der St. Josef-Bücherbruderschaft

Ist die Bestellung des Sprachorgans derselben, der Vierteljahrsschrift:

#### „Glück ins Haus“.

„Glück ins Haus“ soll von jedem Mitgliede bestellt werden. Es erscheint viermal im Jahre, jedes Vierteljahr zwanglos ein Heft und kostet für Mitglieder jährlich nur 40 Heller, für Nichtmitglieder 80 Heller. Der erste und zweite Jahrgang kann zu den genannten Preisen noch bezogen werden. Alle Zuschriften, Bestellungen und Geldsendungen hiefür nur an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt u. Österreich.